Lamartines Verhältnis zur deutschen Literatur

Anhang:
Die wichtigeren deutschen Lamartine-Übersetzungen.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der hohen Philosophischen und Naturwissenschaftlichen
Fakultät der Königl. Westfälischen Wilhelms-Universität
zu Münster i. W.

vorgelegt von

August Bobisch
aus Altenessen.

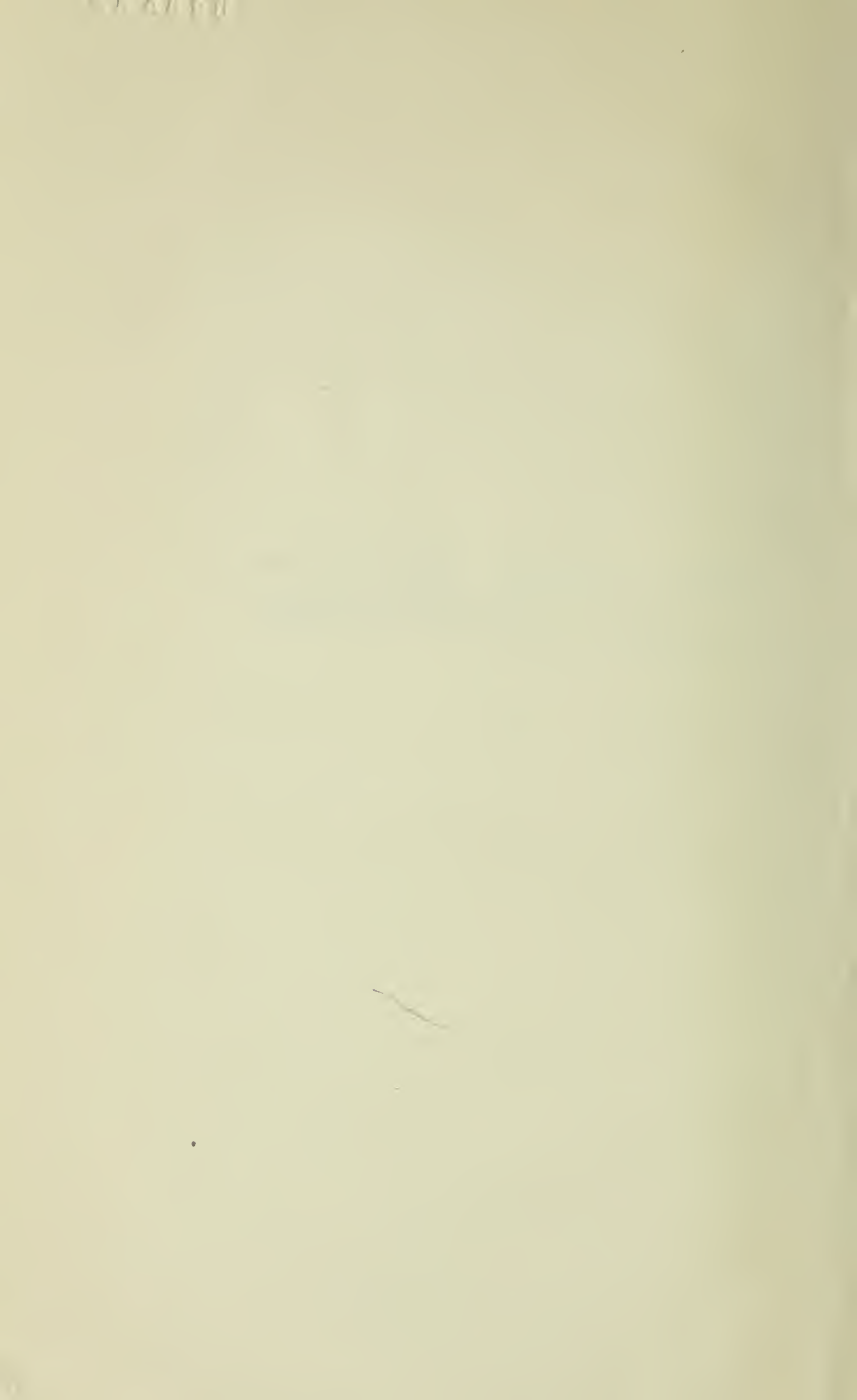


Druck von Robert Noske, Borna-Leipzig
Großbetrieb für Dissertationsdruck
1917.

Dekan: Professor Dr. G. Schmidt
Referent: Professor Dr. J. Schwering

Herrn Wilhelm Niehusmann

in inniger Dankbarkeit gewidmet.



Inhalt.



Neben Chateaubriand steht unter den großen Geistern, die am Anfang des vorigen Jahrhunderts in Frankreich den Romantizismus einleiteten, an erster Stelle Alphonse de Lamartine (1790—1869). Hatte jener durch seine Prosawerke die Gemüter bis ins Innerste aufgewühlt, so entlockte dieser durch seine wunderbar melodischen Elegien Tränen der Ergriffenheit. Ungeheuren Erfolg hatte er mit den im Jahre 1820 herausgegebenen „Méditations poétiques": in vier Jahren wurden 40000 Exemplare abgesetzt.[1]) Und weit über die Grenzen Frankreichs hinaus erscholl der Ruhm des 30jährigen Romantikers. Das Gedicht „Le Lac" machte die Runde durch Europa.[2]) Ein großer Dichter gehört eben nicht allein seiner Nation an.

Auch in unserm Vaterlande fanden die schwermütig-philosophischen Gesänge Lamartines begeisterten Widerhall. Schon bald nach Erscheinen der „Meditationen" kamen deutsche Übersetzungen heraus. Im Laufe der Zeit mehrten sich diese immer mehr. Als der Dichter sich schon von der Poesie ab- und der Politik zugewandt hatte, vermittelte noch Georg Herwegh dem deutschen Volke die Lektüre seiner Werke; ja, als er schon die Augen für immer geschlossen hatte, erschien in der Reclamschen Universalbibliothek die auch weiteren Kreisen zugängliche Übertragung von L. Korth und Alphonse Levy. So vergalt der Franzose den Deutschen, was die deutsche Literatur ihm ihrerseits gegeben hatte.

Es soll nun in dieser Abhandlung das Verhältnis Lamartines zu unserm nationalen Schrifttum eine Darstellung

---

[1]) Junker, Grundriß d. Gesch. d. frz. Lit., Münster 1909, S. 454.

[2]) G. Brandes, Die Hauptström. d. Lit. d. 19. Jahrh., übersetzt von Ad. Strodtmann, Bd. 3, 1874. S. 251.

finden. Wir gehen in der Weise vor, daß wir zunächst mit seinen zahlreichen Urteilen über die deutsche Dichtung bekanntmachen und zu ihnen Stellung nehmen. Wo sich in den Kritiken eine Entwicklung feststellen läßt, ordnen wir sie historisch.

Dann aber soll auch, meist im Anschluß an die Besprechung der Dichtungen, der Einfluß unserer Literatur auf den französischen Romantiker dargelegt werden.

Goethe.

Werther.

Von allen deutschen Dichtern haben Goethe und Heine in Frankreich die größte Verehrung genossen. Nach Haape, „Alfred de Musset in seinen Beziehungen zu Deutschland und zum deutschen Geistesleben",[1]) sind es die einzigen deutschen Dichter, nach denen man in Paris und Straßburg Straßen benannt hat. Die Verehrung, die besonders Goethe bei unserm westlichen Nachbar fand, bezeugt die Tatsache, daß der französische Bildhauer David d'Angers eigens nach Weimar kam, um die hoheitsvollen Züge des Olympiers in einer Büste zu verewigen. Zwar wurde der Altmeister deutscher Dichtkunst, wie Th. Süpfle in dem Aufsatze: „Goethes literarischer Einfluß auf Frankreich" [2]) näher ausführt, nicht erst, nach der gewöhnlichen Annahme, beim Eindringen des „Werther" bekannt, sondern schon durch seinen Clavigo; indessen epochemachend wirkte doch erst sein Jugendroman. Dieser sowie später der Faust wurden nicht nur von allen gebildeten Franzosen gelesen; die Dichtungen gaben auch Anlaß zu unzähligen Nachahmungen. Und nicht allein das; sogar äußerlich, auf die Mode wirkten die beiden Hauptpersonen des Werther ein: die gelben Hosen und der blaue Frack Werthers fanden Nachahmer, und Lotte zu Ehren begeisterten sich Französinnen wohl hier und da für „Hüte à la Charlotte". Werther wurde

---

[1]) Zeitschr. f. französ. Sprache u. Literatur Bd. 34 Anfang.

[2]) Goethejahrbuch VIII, 1887, S. 214 ff.; vgl. auch Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich, Gotha 1888, Bd. 1 Teil 1 S. 107 f.

das Lieblingsbuch der Gebildeten in Frankreich; es fand hier eine zweite Heimat.[1])

Unter diesen Umständen sollten wir erwarten, daß eine dem Werther-Dichter so wahlverwandte Künstlernatur wie Lamartine von dem Buche tief ergriffen worden wäre. Aber nein: die erste Äußerung über die Dichtung, die er am 9. November 1809 an seinen Freund Virieu richtet,[1]) lautet ungemein nüchtern: „Je viens aussi de lire Werther: il m'a fait la chair de poule, comme tu dis. Je l'aime pas mal, non plus. Il m'a redonné de l'âme, du goût pour le travail, le grec etc. Il m'a aussi un peu attristé et assombri. Mais vive cette tristesse-là, c'est celle que Montaigne aime tant. Je n'ai pas là le passage, je te l'aurais transcrit mais tu le sais". — Die Stelle ist schwer verständlich. Daß die Lektüre des Romans Lebensmut, Geschmack an tatkräftiger Arbeit und Liebe zum Studium eingeflößt habe, hat man in jenen Tagen des Wertherismus nicht gehört, wohl oft genug das Gegenteil. Vielleicht ist die Bemerkung einerseits etwas ironisch gemeint, wie die Worte „er hat mir eine Gänsehaut verursacht" zu besagen scheinen. Andrerseits will der Franzose wohl andeuten, das Buch habe auf ihn einen der gewöhnlichen Wirkung ganz entgegengesetzten Eindruck gemacht — sei es, daß er vermöge seiner gesunden, von Gefühlsseligkeit nicht angekränkelten Natur diese Wirkung nicht spürte, oder daß er sich ihr absichtlich entgegenstemmte. Bei dieser Deutung könnte man auch einigermaßen die Heranziehung seines großen Landsmanns aus dem 16. Jahrhundert verstehen, der sich in seinem Kapitel „De la Tristesse" mit folgenden Worten über dieses Gefühl ausspricht: „Je suis des plus exempts de cette passion, et ne l'aime ny l'estime quoyque le monde ayt entreprins, comme à prix faict, de l'honnorer de faveur particulière; ils en habillent la sagesse, la vertu, la con-

---

1) Süpfle a. a. O.

2) Corresp. I, Paris 1873, S. 177.

science: sot et monstrueux ornement! Les Italiens ont plus sortablement baptisé de son nom la malignité: [Anm. d. Herausg. Coste „Le mot italien ‚tristezza‘ signifie malignité“] car c'est une qualité tousiours nuisible, tousiours folle; et, comme tousiours couarde et basse, les Stoiciens en deffendent le sentiment à leur sage“. Er führt dann weiter an Beispielen aus der Geschichte aus, wie schädlich es sei, sich der „tristesse, passion méprisable“ zu überlassen. (Essais de Michel de Montaigne, Paris 1818, Nouvelle édition. Tome premier Kap. II S. 8 ff.) Eigentümlich bleibt die Auffassung Lamartines immerhin, und man ist geneigt anzunehmen, er habe hier mit seiner wahren Meinung zurückgehalten, wenn man den Brief vergleicht, den er knapp ein Jahr später, am 30. September 1810 an denselben Freund richtet. In diesem heißt es nämlich[1]: „Voici l'automne, c'est le temps où je deviens amoureux; mélancolique, rêveur, ennuyé de la vie; c'est le temps où je lis Werther, et où je suis souvent tenté d'imiter cet aimable et malheureux héros de roman“. Wie ist eine solche Wandlung im Urteil in so kurzer Zeit zu verstehen? Sollte Virieu dem Freunde seine eigene, anerkennende Ansicht über das Werk mitgeteilt haben, und jetzt wagt auch dieser, den richtigen, selbstempfundenen Eindruck wiederzugeben? Eine solche Erklärung ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Virieu lebte in deutschen Landen — er hatte einen Posten bei der französischen Botschaft in München —, war also der Wirkungssphäre des Werther näher gerückt und beschäftigte sich mit deutscher Sprache und Literatur.[2]) In seinen Briefen gab er Lamartine auch einen Überblick über die deutsche Philosophie.[3]) Tatsache ist ferner, daß das Urteil des verehrten Mannes großen Einfluß hatte auf

---

[1]) Corresp. I, Paris 1873, S. 276.

[2]) vgl. Lamartines Brief an Virieu vom Juli 1818 (Corresp.), worin es heißt: „Tu es heureux d'être forcé d'apprendre l'allemand . . .“

[3]) vgl. R. Waltz, Lamartine, Oeuvres choisies, Paris 1911, Introd. S. 27.

das Schaffen des jungen Poeten gerade wie die Kritik des Kriegsrats Merck anf den jungen Goethe, so daß der Dichter wohl Werke, die dem — allerdings nur zwei Jahre — ältern Freunde nicht gefielen, verbrannte.

Daß wir es hier wirklich mit dem ungetrübten Urteil des französischen Romantikers zu tun haben, beweist das Vorwort zu den 1820 erschienenen „Premières Méditations",[1]) worin es heißt: „Tant que je vivrai, je me souviendrai de certaines heures de l'été que je passais couché sur l'herbe dans une clairière des bois, à l'ombre d'un vieux tronc de pommier sauvage, en lisant la Jérusalem délivrée, et de tant de soirées d'automne ou d'hiver passées à errer sur les collines, déjà couvertes de brouillards et de givre, avec Ossian ou Werther pour compagnon; tantôt soulevé par l'enthousiasme intérieur qui me dévorait, courant sur les bruyères comme porté par un esprit qui empêchait mes pieds de toucher le sol . . ." Es ist charakteristisch für den Dichter der Meditationen, des Jocelyn und des Raphael, wie er schon hier und im vorigen Briefe den Zusammenhang zwischen Jahreszeit und Seelenstimmung andeutet: Das „befreite Jerusalem" liest er im Sommer, wenn die Natur in saftigster Lebensfülle prangt, den Werther im Herbst und Winter, wenn sie im Sterben liegt oder das Leichentuch sie kalt umhüllt. Echte Werther-Stimmung haucht die Schilderung. „Waren diese Eindrücke Freude oder Trauer, Schmerz oder Leid?" er kann es selbst nicht sagen, „alle Gefühle vermischten sich hier gleichzeitig: Liebe und Religion, Vorahnungen eines zukünftigen Lebens, lieblich und traurig zugleich wie dieses selbst. Es war die Natur, die mit ihren tausend Stimmen zum reinen Jünglingsherzen sprach, aber es war Poesie". Und dieser Werther-Stimmung gab der junge Poet in Versen Ausdruck; er las sie sich selbst vor und — verbrannte sie.

Später freilich erklärt er, die Schwärmerei für den

---

[1]) Ausgabe Bibliotheka Romanica, Straßburg o. J.

Werther sei eine geistige Krankheit seiner poetischen Jugend gewesen. Er schreibt nämlich im Jahre 1859[1]: „Quant à moi, je ne m'en cache pas, Werther a été une maladie mentale de mon adolescence poétique; il a donné sa voix aux Méditations et à Jocelyn. Seulement la grande religiosité qui manquait à Goethe et qui surabonde en moi a fait monter mes chants de jeunesse au ciel, au lieu de les faire résonner comme une pelletée de terre sur une bière dans le sépulcre d'un suicidé". Bei Bewertung dieser Niederschrift ist aber zu beachten, daß Lamartine 45 Jahre zählte, als er das Epos Jocelyn abfaßte[2] und den Höhepunkt seines Schaffens längst erstiegen hatte, wenigstens reichen seine späteren Dichtungen nicht an die „Meditationen" und „Harmonien" heran. Sein dichterisches Jünglingsalter muß also ein ungeheuer langes gewesen sein, wenn er den Einfluß des Werther außer auf seine Meditationen auch auf Jocelyn zugibt. Das Urteil im Cours familier de littérature stammt, was außerdem wohl zu bedenken ist, aus einer Zeit, wo unser Kritiker der Poesie Lebewohl gesagt und als politischer Redner glänzende Triumphe gefeiert hatte. Ein 70jähriger Staatsmann pflegt allerdings anders über eine Dichtung zu urteilen als ein 20jähriger Poet. Den Erfolg des Buches sucht Lamartine folgendermaßen zu erklären[3]: „Nos temps n'ont pas d'exemple d'une commotion pareille imprimée par quelques pages à l'imagination du monde. Pourquoi? On ne saurait le dire aujourd'hui, si ce n'est parce qu'un miasme de cette maladie morale du suicide par malaise de vivre était répandu dans l'air du siècle, et que ce miasme, concentré dans quelques pages d'un homme de genie, acquérait tout à coup une puissance irrésistible de corrompre l'imagination, d'énerver l'âme et de tuer des milliers de vies!

---

[1]) Cours fam. XXXVIII S. 102/03.

[2]) 1836 erschienen.

[3]) Cours fam. XXXVIII S. 106/07.

De nombreux suicides suivirent en effet ici la lecture de ce livre. Le siècle était malade; il sentait qu'il portait en lui sa propre mort prochaine par la foi mourante dans son âme et par les révolutions couvées sous ses institutions; il tendait à devancer par des morts volontaires l'effet de ces germes morifiques qu'il portait dans ses veines". — Ohne Zweifel enthalten diese Zeilen Richtiges. Aber die Behauptung, das 18. Jahrhundert sei „krank" gewesen, darf man doch nicht so auffassen — und diese Auffassung liegt sehr nahe —, als sei es auch pessimistisch gewesen. Man darf wohl ruhig behaupten, daß trotz Rousseau, trotz Werther die Zeit optimistisch gestimmt war. Noch glaubte man, wenn in der Religion eine neue Anschauung sich durchgerungen, wenn eine gewaltige politische Umwälzung den Staat auf eine neue Grundlage gestellt haben würde, wenn in Kunst und Wissenschaft neue Ideen zum Durchbruch gekommen sein würden, dann werde für die Menschheit ein neues Zeitalter des Glücks und der Zufriedenheit anbrechen. Erst das 19. Jahrhundert brachte das Verzweifeln an den Idealen; in ihm gewann der Pessimismus die Oberhand, der dann von Schopenhauer zuerst in ein System gebracht und von den Dichtern des Naturalismus (Hauptmann, Sudermann, Ibsen) in die Literatur eingeführt wurde.

Wenn man Lamartines letztes Urteil über Goethes Jugendroman — es stammt aus dem Jahre 1866 — ins Auge faßt, gewinnt man die Überzeugung, daß die Verurteilung seiner Jugendschwärmerei aus dem Jahre 1859 nicht allzu ernst zu nehmen ist. Hier, Cours fam.[1]) (1866), vergleicht er Goethe mit Voltaire und Werther mit Candide (en fait de sentiment) und kommt zu dem Ergebnis, daß der Franzose und sein Werk an den Deutschen und dessen Dichtung bei weitem nicht heranreichen könnten. Es ist allerdings ein kühnes Wagnis, den Schriftsteller Voltaire

[1]) Bd. 21 Entretien CXXI.

mit dem Dichter Goethe in Parallele zu stellen. Unser Dichter-Kritiker möchte lieber den Werther allein geschrieben haben, ungeachtet des Unpassenden und Lächerlichen, was er in Einzelheiten enthalte, als 20 Bände der Werke seines Landsmannes. „Sans doute vous trouverez dans Werther quelques sujets de raillerie malicieuse qui prêtent à rire à la spirituelle malignité d'un esprit français, mais l'âme ne rit pas quand elle est touchée; or Werther est un cri de la torture de l'âme", erklärt der Franzose. Er gesteht hier ebenfalls, daß er den Roman in seiner Jugend immer und immer wieder gelesen habe, und die Eindrücke, welche die Lektüre auf ihn gemacht habe, seien nie erloschen oder verwischt worden (ni effacées ni refroidies). „La mélancolie des grandes passions s'est inoculée en moi par ce livre. J'ai touché avec lui au fond de l'abîme humain. Voyez ce que j'ai dit trente ans après dans le poème de Jocelyn . . ." Und was hat er hier gesagt?

Der Held des Epos entsagt Jugendfreuden und Liebesglück und will sich dem geistlichen Stande widmen, um durch Verzicht auf sein Erbteil der Schwester die Ehe mit ihrem Geliebten zu ermöglichen. Die Stürme der großen Revolution reißen ihn aus dem Priesterseminar und verschlagen ihn in eine abgelegene Felsengrotte. Hierhin flüchtet sich eines Tages ein als Jüngling verkleidetes schönes Mädchen. Bei einem Unglücksfall erkennt Jocelyn, daß er getäuscht war. Jetzt sieht er ein, daß die Neigung, die er zu der schönen Jungfrau hegt, mehr als Freundschaft, daß sie leidenschaftliche Liebe ist. Noch hat er die Priesterweihe nicht empfangen; da wird er zu seinem Bischof gerufen, der im Kerker des Todes harrt und von Jocelyn, nachdem dieser von ihm geweiht worden ist, Absolution und Kommunion empfangen will. Jocelyn weigert sich indessen jetzt, die Weihe zu empfangen; aber der Bischof schilt ihn, daß er einer sündigen Liebe wegen den hehren Priesterberuf hingeben und so seinen alten Oberhirten ohne die heiligen Sakramente sterben lassen

wolle. Da gibt er nach. Laurentia — so heißt die Geliebte — ist bestürzt über seine ihr unbegreifliche Sinnesänderung und wirft sich jetzt einem weltlichen Genußleben in die Arme. Der Held kommt als Pfarrer in ein weltfernes Dorf. Nach einigen Jahren wird er zu einer sterbenden Frauensperson gerufen — es ist Laurentia. Alles beichtet sie ihrem früheren Geliebten, den sie nicht wiederkennt, nur ihre erste Liebe kann sie nicht bereuen.

Wenn wir nun nach den Wertherschen Elementen in der Dichtung fragen, so finden wir in erster Linie Ähnlichkeit im Konflikt. Ist es in Goethes Roman das Sittengesetz, das Werther von der Geliebten, der Braut eines andern, trennt, so zwingt hier der Stand den Helden zum Verzicht auf seine Liebe oder es wird vielmehr, um mit Birch-Hirschfeld[1]) zu sprechen, ein asketischer Eigensinn als die Erfüllung einer höchsten sittlichen Forderung hingestellt. Aber im Werther macht nicht nur die unglückliche Liebe zu Lotte dem Helden das Leben unerträglich, sondern auch die Überzeugung, daß er mit seiner unendlichen Gefühlstiefe der realen Wirklichkeit überhaupt nicht gewachsen sei. Während hier das Einzelne, Individuelle ins Allgemeine, Gattungsmäßige, Typische erhoben wird, bleibt Jocelyn als einzelner Sonderfall stehen. Während ferner Goethe, unbekümmert um Religionsverbote, seinen Helden sich selbst das Leben nehmen läßt, findet Jocelyn in der aufopferungsvollen Tätigkeit eines Landpfarrers Ablenkung von seiner Sehnsucht nach Laurentia, bis ihn endlich ein natürlicher Tod mit ihr vereint. Der aus streng katholischer Familie stammende Lamartine besaß doch eben noch zu viel dogmatische Religion, als daß er seinen Helden denselben Weg hätte gehen lassen (vgl. auch die Bemerkung oben . . . seulement la grande religiosité qui manquait à Goethe et qui sarabonde en moi . . .). Indessen

---

[1]) vgl. H. Suchier und A. Birch-Hirschfeld, Geschichte der franz. Literatur 2. Aufl., Leipzig 1913, Bd. 2, S 337.

ist die stark pantheistisch gefärbte Richtung seines religiösen Empfindens in dem Epos ebensowenig zu verkennen als Goethes pantheistische Naturauffassung im Werther.[1]) Vielleicht hat Goethes Werk Lamartine auch in der Form beeinflußt. Denn gerade wie dort die Briefe nur von einer Person ausgehen, so erzählt auch in Jocelyn nur der Held und offenbart sein Inneres in den Tagebuchblättern und Briefen, während in den andern in Briefform eingekleideten Romanen des 18. Jahrhunderts mehrere Personen sich gegenseitig ihre Gefühle und Empfindungen schriftlich mitteilen. Freilich ist wieder der sehr bedeutsame Unterschied zu beachten, daß Werther in Prosa, Jocelyn in gebundener Form abgefaßt ist.

Schließlich mag noch hervorgehoben werden, daß das französische Epos das Werk eines 45jährigen Mannes, der deutsche Roman die Dichtung eines 25jährigen Jünglings ist, und daß der Werther in kurzer Zeit mit gieriger Hast auf das Papier gewühlt wurde, während Lamartine nach seinem eigenen Geständnis[2]) „mehrere Partien in verschiedenen Abschnitten seines Lebens ausgeführt hat; für andere auf Muße und Begeisterung warten mußte, da ihm Reisen, Teilnahme am politischen Leben und Beschäftigungen anderer Art keine Zeit zu dichterischer Tätigkeit ließen".[3])

---

[1]) In dem Vorwort zu den späteren Auflagen verwahrt sich Lamartine gegen den Vorwurf des Pantheismus.

[2]) vgl. Vorbericht zur 1. Auflage.

[3]) Für Lamartine ist das Dichten nur „eine Vergnügungsbeschäftigung der Einbildungskraft, der man nur die Stunden widmen darf, die nach Erfüllung der andern Pflichten noch übrigbleiben". „Le poète n'est pas tout l'homme, comme l'imagination et la sensibilité ne sont pas l'âme tout entière. Qu'est-ce qu'une homme qui, à la fin de sa vie, n'aurait fait que cadencer ses rêves poétiques, pendant que ses contemporains combattaient, avec toutes les armes, le grand combat de la patrie et de la civilisation? pendant que tout le monde moral se remuait autour de lui dans le terrible enfantement des idées ou des choses? Ce serait une espèce de baladin propre à divertir les hommes sérieux, et qu'on aurait dû renvoyer avec les bagages parmi les

Natürlich haben die Umstände der Entstehung den Dichtungen auch ihren Stempel aufgedrückt — das gewaltsam Eruptive des Goetheschen Romans ist Lamartines Epos fremd.

Damit wären denn auch neben den Unterschieden die verwandten Züge beider Werke dargelegt, soweit sie sich feststellen lassen. Deutlich erkennbare Parallelen sucht man in ihnen vergebens.

Ebensowenig darf man in Lamartines Meditationen, von denen er selbst ja auch erklärt, sie hätten vom Werther ihre Stimme erhalten, etwa bestimmte Anklänge an diese Dichtung erwarten.[1]) Es ist vielmehr die allgemeine Stimmung, die ungeheure, auch in der Gedichtsammlung des Franzosen oft bis ins Krankhafte gesteigerte Empfindungstiefe, die beiden Werken etwas Gemeinsames gibt. Ob vielleicht der Franzose zu dieser oder jener Elegie unmittelbare Anregung aus Goethe geschöpft hat, muß dahingestellt bleiben. Die in den „Betrachtungen" ausgedrückten Gefühle und Stimmungen lagen in der ganzen Zeitrichtung, so daß sehr wohl Dichtungen ähnlichen Gedankeninhaltes unabhängig voneinander entstehen konnten. Dazu kommt, daß Lamartine doch ein wirklicher Dichter war, der im letzten Grunde sein ureigenstes künstlerisches Erleben in seine Poesien hauchte.

Man hat auch in den Confidences, in denen der Dichter neben vertraulichen Mitteilungen aus seinem Leben

---

musiciens de l'armée . . . La pensée et l'action peuvent seules se compléter l'une l'autre. C'est là l'homme." (Avertissement de la première édition 1836.) Oeuvres complètes de Lamartine, tome V Jocelyn, Francfort s/M. 1854, (S. 9 f.). — In welchem Gegensatz zu dieser Äußerung steht Goethes Auffassung des Dichterberufes, dessen ganzes Leben ein einziges künstlerisches Gestalten war! Und wer hat sich wohl „um die Wiedergeburt der Ideen und der Verhältnisse der sittlichen Welt" größere Verdienste erworben als er? Aber er tat es eben durch sein Dichten, und so durfte er sich denn am Ende seines Wirkens mit Recht als geistigen Befreier der Menschheit bezeichnen.

[1]) vgl. das über „Le Lac" Gesagte S. 14 Anm.

auch Jugendgedichte veröffentlicht, den Einfluß Ossians, Goethes und anderer erkennen wollen. Dagegen wendet sich Deschanel, der Biograph Lamartines,[1]) wohl mit Recht, er stellt diesen Einfluß als nur scheinbar hin, glaubt vielmehr die Abhängigkeit unseres Dichters von dem Franzosen Gresset annehmen zu dürfen. Jedoch gibt derselbe Biograph zu, bei dem Versuch, die ersten dichterischen Samen aufzuheben, die des Dichters jugendlicher Geist empfangen habe, daß außer der Einwirkung Rousseaus, Bernhardin de St. Pierres, Chateaubriands auch „etwas Goethe" eingeflossen sei.

Ohne Zweifel hat Deschanel endlich recht, wenn er behauptet, Lamartine habe in dem autobiographischen Roman „Raphaël, pages de la vingtième année" den Werther nachahmen wollen, hat doch der Verfasser selber von dem Buch gesagt: „C'est du Werther".[2])

Nun sind freilich die Grundelemente in diesem Roman ebenso erlebt wie in Goethes Dichtung: wie hier die Liebe des jungen Poeten zur Braut des Legationssekretärs Kästner und zu Maximiliane Brentano zugrunde liegt, so schildert in „Raphaël" Lamartine seine Leidenschaft zu Elvire — im Roman Julie genannt —, der kranken, dem Tode geweihten jungen Frau des greisen Gelehrten Charles.[3])

Aber daß dem französischen Romantiker bei der Abfassung — neben andern, wie besonders Rousseau — auch das große deutsche Vorbild vorgeschwebt hat, läßt schon die Erwähnung desselben im Eingange des Werkes vermuten. Hier spricht der Verfasser von dem innigen Zusammenhang zwischen Schauplatz, Jahres- und Tageszeit einerseits und gewissen Herzenseindrücken andererseits. „Otez les falaises de Bretagne à René, les savanes du désert à Atala, les brumes de la Souabe à Werther, les

---

[1]) E. Deschanel, Lam., Paris 1893, I S. 27.

[2]) Corresp. VI, Paris 1875, S. 289 (12. Dez. 1847).

[3]) Er wählt aber die Form der Ich-Erzählung.

vagues imbibées de soleil et les mornes suants de chaleur à Paul et Virginie, vous ne comprendez ni Chateaubriand ni Bernardin de Saint-Pierre, ni Goethe."[1]) (Raphaël, Paris 1866.) Dieser Gedanke, der ja auch für den Werther so charakteristisch ist, durchzieht das ganze Buch und wird in verschiedenen Kapiteln noch ausdrücklich wiederholt. So heißt es Kap. 6 (im Anfang): „Un tel pays, une telle saison, une telle nature, une telle jeunesse et une telle langueur de toutes choses autour de moi, était une merveilleuse consonnance avec ma propre langueur. Elle l'accroissait en la charmant. Je me plongeais dans les abîmes de tristesse", und am Schluß des Kapitels 128 schreibt der Verfasser: „La nature s'associe à toute les sensations de l'homme, elle les comprend, elle semble les partager comme un confident invisible; elle y compatit pour les recueillir et pour les diviniser".

Auch die Stelle im 134. Kapitel, wo der Held — der Dichter selber — erzählt, er habe nur ein einziges Buch, und zwar den Werther, auf seine Reise zur Geliebten mitgenommen, macht den Gedanken einer Beeinflussung wahrscheinlicher.[2])

---

[1]) Stilistisch korrespondiert „Atala" mit St. Pierre — den Tatsachen entspricht das aber nicht, da sowohl René wie auch Atala Dichtungen Chateaubriands sind.

[2]) Aus Kapitel 56 geht hervor, daß der Roman etwa 20 Jahre nach den in ihm geschilderten Vorgängen geschrieben ist; er erschien allerdings erst 1849. Aber schon 1817, also unmittelbar nach den Ereignissen, hatte der Dichter den Stoff schon künstlerisch gestaltet in der Elegie „Le Lac". Hier hatte er „la fleur et l'essence" dieses Werkes gegeben. Es ist eins der schönsten Gedichte Lamartines, „écrite en pleine émotion, en pleine vérité de la passion réelle et déchirante. Tout l'effort littéraire d'une plume devenue trop habile, tout le prestige d'une virtuosité, où l'art s'efforce en vain de réveiller la passion éteinte, ne devait pas prévaloir sur la pure beauté de ce simple cri de l'âme". So urteilt Petit de Julleville über „Raphael" und „Le Lac" in seiner „Histoire de la Langue et de la Littérature française", Tome VII S. 243 f. — Übrigens ist ja auch Goethes Jugenddichtung nicht, wie vielfach irrtümlich angenommen wird, unmittelbar nach dem Erlebnis entstanden,

Ein Vergleich beider Dichtungen zeigt aber, daß Lamartine sein deutsches Vorbild bei weitem nicht erreicht hat: Goethes Darstellung ist viel unmittelbarer, leidenschaftsvoller; — der französische Romantiker ist schon zu weit abgerückt von seinem Erlebnis. Wo wir bei jenem die unergründliche Seelenqual des Helden aus jedem Satz mitfühlen, gibt der Franzose oft Betrachtungen allgemeiner Natur; seine Sprache zeigt nicht selten Wendungen, die mehr von der Überlegung als vom Gefühl eingegeben sind.[1]) An Stelle von Erlebnissen (seien es auch nur gedankliche) und Handlungen finden wir hier flammende Reden. Das tadelt auch Deschanel,[2]) wenn er sagt: „il remplace les actions d'amour par des phrases flamboyantes et des feux d'artifice". Als Beweis hierfür diene der Schluß von Kapitel 43: „Jamais peut-être depuis la création de ces lacs, de ces torrents et de ces granits, des élans de cœur aussi tendres et aussi enflammés ne s'étaient élevés de ces

---

liegen doch zwischen des Dichters Liebe zu Lotte Buff und der Abfassung des Werkes $1^1/_2$ Jahre.

[1]) So legt er in Kapitel 60 auf mehreren Seiten seine Meinung über Rousseaus und Frau v. Warens' Charakter dar. — In Kapitel 91 ff. finden wir eine Charakteristik römischer und griechischer Schriftsteller. — Ihm ist auch noch genau bekannt, daß er, um sich gemeinsam mit der Geliebten zu ertränken, achtmal ihren und seinen Körper mit den Stricken des Fischernetzes umschlungen hat (Kap. 52 S. 87). — Unmittelbar an die Schilderung einer Liebesszene leidenschaftlichster Natur, bei der die Liebenden in Tränen schmolzen, knüpft der Dichter eine Betrachtung über die Erinnerung an: „Il y a deux mémoires: la mémoire des sens qui s'use avec les sens et qui laisse perdre les choses périssables, et la mémoire de l'âme, pour qui le temps n'existe pas, qui revit à la fois à tous les points du passé et du présent de son existence, faculté de l'âme, qui a comme l'âme elle-même, l'ubiquité, l'universabilité et l'immortalité de l'esprit". (Schluß von Kap. 56). — Man nehme schließlich die Stilblüte am Ende des 85. Kapitels, wo der Dichter das Widersehen mit Julie nach langer Trennung von ihr folgendermaßen beschreibt: „C'était un de ces moments où l'âme a besoin de cette glace que l'accent d'un sage jette sur l'incendie du cœur, pour retremper le ressort d'une énergique résolution".

[2]) E. Deschanel, Lamartine, Paris 1893, Bd. 2 S. 279.

montagnes vers Dieu. Il y avait dans nos âmes assez de vie et assez d'amour pour animer toute cette nature, eaux, ciel, terre, rochers, arbres, cèdre et hysope, et pour leur faire rendre des soupirs, des ardeurs, des étreintes, des voix, des cris, des parfums, des flammes capables de remplir le sanctuaire entier d'une nature plus vaste et plus vide encore que celle où nous nous égarions. Un globe n'eût-il été créé que pour nous seuls, nous seuls aurions suffi à le peupler, à le vivifier, à lui donner la voix, la parole, la bénédiction pendant une éternité! Et qu'on dise que l'âme humaine n'est pas infinie! Et qui donc a senti les bornes de sa vie, de sa puissance d'exister et d'aimer, auprès d'une femme adorée, en face de la nature et du temps, et sous l'œil des étoiles? O amour! que les lâches te craignent et que les méchants te proscrivent! Tu es le grand prêtre de ce monde, le révélateur de l'immortalité, le feu de l'autel! et sans ta lueur, l'homme ne soupçonnerait pas l'infini!"

Deschanel gefällt es auch nicht, daß der Dichter Selbsterlebtes und Freierfundenes ineinander gemengt habe: „c'est un genre factice, artificiel". Darin kann man ihm nun freilich nicht beipflichten; ist doch der Dichter durchaus nicht an seinen Stoff gebunden. Verlegt nicht auch Goethe in „Dichtung und Wahrheit" die Anfänge der Bekanntschaft mit Friederike in den Sommer, obschon er im Herbst nach Sesenheim gekommen ist? In dichterischer Verklärung zeigte sich ihm eben das Liebesidyll mit der schönen Pfarrerstochter in der wonnigen Jahreszeit. Wer wollte denn dem großen Dichter aus dieser Verschiebung der Tatsachen einen Vorwurf machen! Welcher wahre Poet überhaupt hätte denn je auf sein Künstlerrecht verzichtet, seinen Stoff zu idealisieren und für seine Zwecke brauchbar zu gestalten?

Zum Schluß kommt auch der Lamartine-Biograph zu dem Ergebnis, daß der Verfasser des „Raphaël" mit dieser Erzählung weit hinter den Werken zurückgeblieben sei,

von denen er im Beginne derselben spricht, also auch hinter dem Werther (II 279).

Faust.

Einen großen Raum widmet Lamartine im Cours fam. der Besprechung von Goethes Faust. Sie ist enthalten in Entretien XXXVIII Bd. 7, der 1859 erschien. Wir dürfen aber mit Bestimmtheit annehmen, daß er die Dichtung schon früher kannte, worauf Stellen in Jocelyn schließen lassen, der, wie schon früher bemerkt, 1836 herausgegeben wurde.

Diese Tatsache ist wichtig für die Bewertung seines Urteils; denn bekanntlich schrieb der französische Dichter den Cours fam. nur, um die Kosten für seinen wahrhaft fürstlichen Aufwand bestreiten zu können und um sich von seiner ungeheuren Schuldenlast zu befreien. Daß er unter solchen Verhältnissen über manches Werk nur aus oberflächlicher Kenntnis geurteilt haben mag, kann man sich leicht denken. Wenn wir aber sehen, daß er viele Jahre vor Erscheinen des Cours fam. eine Dichtung — wie hier den Faust — gelesen hat, ja, daß sich Spuren aus ihr in einem seiner eigenen poetischen Erzeugnisse nachweisen lassen, so müssen wir doch annehmen, daß er sich die betreffende Dichtung durch tief inneres Erleben zu eigen gemacht hat.

Die Bemerkungen über Goethes unsterbliches Meisterwerk bewegen sich in Ausdrücken höchster Anerkennung; stellenweise bricht der tief mitempfindende Dichter sogar in Worte überschwänglicher Begeisterung aus.

Er meint, es sei eine herrliche Aufgabe für eine zugleich leidenschaftsvolle und philosophisch-gerichtete Dichterphantasie, den Menschen darzustellen, der, in seinem Sehnen nach Erkenntnis über die Fesseln seiner menschlichen Natur hinausstrebt in das Reich des Übersinnlichen, Unendlichen, der wenigstens eine Zeitlang hier auf Erden Gott sein

möchte und, um übermenschliche Macht zu erwerben, sie bald von Gott, bald vom Teufel entlehne. Er sagt (S. 114): „Oui ce sujet est le plus beau de tous pour une âme forte; nous comprenons qu'il ait tenté Goethe, combien de fois ne nous a-t-il pas tenté nous-même! Mais nous avons craint de paraître impie envers le Créateur en prenant la création en flagrant délit de méchanceté ou de ridicule: le vase même mal faconné, même brisé, doit respecter le potier. Goethe n'était pas retenu par ce scrupule, parce qu'il était mille fois plus poète que nous et mille fois moins respectueux envers l'œuvre divine, dont les imperfections apparentes sont d'ineffables perfections". Von Interesse ist hier Lamartines Geständnis, daß auch er sich mit dem Gegenstande habe beschäftigen wollen. An philosophischer Dichterphantasie hat es ihm allerdings auch nicht gefehlt; wohl aber mangelte es ihm an kraftvoll-leidenschaftlicher Gestaltungskraft. Von den zwei Seelen, die in Fausts' Brust wohnen, hätte er wohl nur die darstellen können, die „gewaltsam sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen" erhebt. Wie vorurteilslos auch seine Bewunderung des großen Deutschen ist, beweist das Geständnis, dieser sei tausendmal mehr Poet als er selber. Indes muß man sich doch gegen den Vorwurf — wenigstens in dieser Allgemeinheit — wenden, Goethe habe es an Ehrfurcht vor dem „göttlichen Werke" gefehlt. Wenn er auch nicht so viel positives Christentum besaß wie der französische Romantiker, so wollte er doch das Unerforschliche immer schweigend verehrt wissen.[1])

Die Szene, wo Faust und Wagner die untergehende Sonne betrachten und jener seinem unsäglichen Sehnen, doch mit ihr ziehen zu können, Ausdruck verleiht, veranlaßt unsern Kritiker zu dem entzückten Ausrufe: „Voici la

---

[1]) Daß allerdings die demütig-religiöse Seite in Goethes Lyrik fehlt, hebt auch ein so namhafter Goethe-Biograph wie Bielschowsky hervor (Goethe-Biogr., München 1909, Bd. 2 S. 409).

poésie de l'infini devenue mélancolie lyrique; elle dicte à Faust des vers dignes d'être répétés par l'echo des firmaments". Der Franzose bewundert Goethes scharfe Beobachtungsgabe. Obgleich dieser erst 40 Jahre alt gewesen sei, als er die Dichtung schrieb, zeige er sich schon als gründlichen Beobachter menschlicher Bosheit und „de la séduction par la passion". Niemals habe sich lyrischer Schwung und kaltblütig zergliederndes Beobachtungstalent so seltsam in ein und demselben Menschen vereinigt (S. 129).

Hier ist Lamartine ein Irrtum unterlaufen: als Goethe das Faust-Fragment herausgab (1790), zählte er allerdings 40 Jahre; aber die Anfänge des Werkes liegen bekanntlich schon in der Zeit von 1770 an. Und daß er schon in seiner dichterischen Frühzeit außerordentliche Schärfe der Beobachtungsgabe besaß, beweisen Jugendwerke wie „Die Mitschuldigen".

Von der wunderbar-stimmungsvollen Szene in Margarethens Zimmer, die „Abend" überschrieben ist und mit den Worten des Mephistopheles beginnt: „Herein, ganz leise nur herein!" meint Lamartine — und darin wird ihm wohl jeder beipflichten — selbst Shakespeare in seinem Meisterwerk „Romeo und Julia" „könne nicht eine so liebliche Erfindung (cette délicieuse invention) aufweisen": „la respiration de l'atmosphère aimée dans laquelle respire la personne qu'on aime! la visite au vide animé qui a contenu l'idole de ses yeux" (S. 135). Merkwürdigerweise verlegt unser Kritiker die Szene „Wald und Höhle" überschrieben nach Tyrol. Wir können nicht feststellen, ob der Irrtum sich schon in der von ihm benutzten Übersetzung findet. Vielleicht liegt eine Verwechslung mit der Brockenszene vor, er spricht von „les plus hautes cimes du Tyrol" (S. 146).

Unvergleichlich schön findet der französische Romantiker die Unterhaltung in Marthens Garten zwischen dem kindlich-gläubigen Gretchen und dem sich über allen Dogmenglauben erhebenden Forscher Faust. In keinem

antiken oder französischen Drama gäbe es eine solche Szene. „Racine lui-même, qu'on a appelé tendre, a-t-il soupiré ainsi dans Ésther? Il y a aussi loin de ces tragédies d'apparat à cette tragédie de l'âme qu'il y a loin de la déclamation théatrale au sang chaud qui crie en suintant de blessure secrète du cœur." — Mit der Szene, in der Valentin ermordet wird, beginnt unser Rezensent eine neue Entretien. Bis hierher hat der deutsche Poet gespielt „avec la riante et naïve imagination"; jetzt wird er „torturer de la même main les fibres les plus sanglantes du cœur". Lamartine sieht hier also einen Wendepunkt in der Tragödie, und darum unterwirft er den folgenden Teil einer gesonderten Betrachtung in Entretien 39.

Der Kritiker leitet sie ein mit dem Versuch, Goethe mit Theokrit und Sophokles zu vergleichen, verwirft diesen Plan aber gleich wieder „... ni Théocrite n'a de telles puretés virginales au commencement ni Sophocle n'a de telles mélancolies à la fin. Goethe est Goethe: ne le rabaissons pas ici en le comparant ... Cet homme olymique montait de la terre au ciel et descendait du ciel à la terre avec la souplesse et la prestance d'un demi-dieu". In Entretien 39 wird die Wiedergabe des Textes nicht so oft von persönlichen Bemerkungen unterbrochen. Mißfallen erregen bei dem Franzosen die Einführung des Pudels, die Hexenszenen und die Walpurgisnacht. Allerdings, die fremden Personen, die in der Walpurgisnacht auftreten und mit der eigentlichen Handlung gar nichts zu tun haben, möchte mancher mit Lamartine gerne missen. Die Aufnahme solcher Szenen wie der in der Hexenküche, schreibt er dem Einfluß Shakespeares zu, eine Annahme, die ja auch berechtigt ist. Weniger überzeugend erscheint es, wenn er die Einführung des Pudels „un sacrifice à la triviale popularité de la tradition puérile de l'Allemagne" nennt. Rücksichten auf die breite Masse des Volkes haben Goethe bei seinem Schaffen nie bestimmt; nach Volkstümlichkeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes hat er nie

gestrebt, und so kennen ihn heute auch viele nur dem Namen nach, denen Schillers bedeutendste Werke kein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch mehr sind. Lamartine meint, man müsse den Kindern und dem Volke dieses „sacrifice à popularité" eben lassen. Die Walpurgisnacht erklärt er für „une débauche d'imagination, de philosophie et de poésie", womit er vielleicht nicht so sehr Unrecht hat. Beipflichten kann man dem Dichter-Kritiker ferner in der Ansicht, daß die Tragödie sich mehr im Herzen des Menschen als auf der Bühne abspielen müsse (S. 160). Bei Beginn der Erklärung rät er: „Supposez-vous spectateur, mais spectateur à loisir, spectateur solitaire: non devant une scène bruyante, mais devant votre livre et votre lampe, ayant le temps et le silence nécessaires aux impressions réfléchies, et mesurez l'étendue et la profondeur de cette œuvre incomparable du génie moderne en Allemagne (S. 118). Aus andern Stellen seines Cours fam. geht hervor, daß Lamartine den Faust mehr für ein Epos hält als für ein Drama, das der Interpretation durch den Schauspieler bedarf. So nennt er die Dichtung bei Gelegenheit der Besprechung des Nibelungenliedes „une épopée surnaturelle (bien plus merveilleuse encore que les Nibelungen)". Ebenso spricht er in Entretien 121 als vom „épopée dramatique de Weimar". — Am Schluß der Entretien XXXVIII stellt er Altmeister Goethe das Zeugnis aus, daß dieser nicht eine Hof-, Götter- oder Königstragödie geschaffen habe, sondern die wahre Tragödie des menschlichen Herzens.

Nicht nur die eingehende Analyse des Faust in Entretien 38 u. 39 beweist Lamartines Bewunderung für das hervorragendste Werk der Weltliteratur. Bei jeder Gelegenheit kommt der Kritiker auf die Dichtung zurück. Entretien 121 meint er, Szenen wie im Faust fänden sich weder bei Dante noch bei Tasso, selbst nicht bei Vergil, und an derselben Stelle erklärt er (S. 13): „S'il existait sur terre un homme capable d'écrire Faust, et qui eût besoin d'un écho, je me ferais muraille pour répercuter cette voix d'en haut".

Wie schade, daß unser Beurteiler die Dichtung nicht im Original gelesen hat und er neben dem tiefen Inhalt die meisterhafte Form bewundern konnte.[1] Ist doch der Faust gerade wie ein lyrisches Gedicht eigentlich unübersetzbar.

Wir haben schon im Eingange dieses Kapitels bemerkt, daß Lamartine lange vor Herausgabe des Cours fam. mit Goethes Meisterdichtung bekannt gewesen ist. Anklänge an sie in seinem 1836 erschienen Epos Jocelyn beweisen uns das.

Pfarrer Jocelyn ist die geliebte Laurentia entrissen, er selbst vom Bischof in ein kleines Alpendorf als Seelsorger geschickt worden. Die Liebe aber zu seiner frühern Schutzbefohlenen wühlt stärker als je zuvor in seinem Innern, und in verzweiflungsvollen Briefen enthüllt er der Schwester seinen Zustand. In einem Brief vom 5. Mai 1798 ist der Einfluß des Faust klar zu erkennen:

„Mais quand je rentre seul dans ma pauvre demeure,
Que ma porte est fermée, et que la longue nuit,
Excepté dans ma tempe, a fait tomber tout bruit,
Ah! ma sœur, c'est alors que mon âme blessée,
Sent son mal, et retourne en saignant sa pensée,
Comme on retourne en vain le fiévreux dans son lit".

Seine Phantasie führt ihn zurück in die Vergangenheit zu seiner Mutter, seiner Schwester — —:

„Et qu'en ne retrouvant qu'un chevet solitaire,
Mon cœur comme en tombant s'écrase contre terre.
Alors, pour m'arracher par force à ce transport,
Pour desserrer les dents du serpent qui me mord,
Le front brûlant, collé sur ma table de chêne,

---

[1]) Er bedient sich der Übersetzung von M. Blaze de Bury: „écrivain de l'école ascétique, renfermé comme dans les cloîtres studieux de la religion littéraire". Was Lamartine hier über seine Kenntnis der deutschen Sprache sagt, wird später erörtert werden (Lamartine und die deutsche Sprache).

J'attache mon esprit, comme avec une chaîne,
A ces livres usés du regard qui les lit,
Où le jour de ma lampe en m'éclairant pâlit.
Comme un esprit du doute et de la solitude,
J'enivre ma raison de science et d'étude:
Tantôt, dans ces débris que l'histoire a laissés
Comme des siècles morts les pas presque effacés,
Je cherche à retrouver les traces d'une route,
Ce vain fil qui se brise entre les mains du doute,
Ce long dessein de Dieu qui mène les humains,
Fait de leurs monuments la fange des chemins,
Dissipe leur empire et leur foi comme un rêve,
Sur leur propre monceau de débris les élève,
Et du dogme et du temps, qui ne croit plus finir,
Ne fait qu'un marchepied pour l'obscur avenir.
Mais ce fil dans mes mains se brouille à chaque haleine,
Dans l'énigme de Dieu dont chaque page est pleine;
Des choses, des esprits l'éternel mouvement
N'est pour nous que poussière et qu'éblouissement:
Le mystère du temps dans l'ombre se consomme;
Le regard infini n'est pas dans l'œil de l'homme,
Et devant Dieu, caché dans sa fatalité,
Notre seule science est notre humilité!"

Man sieht, die Gedanken muten faustisch an, sind aber „ins Christliche umgebogen". Der Dichter des Jocelyn war eben nach seiner eigenen Meinung „tausendmal ehrfurchtsvoller vor dem göttlichen Werke" als der Verfasser des Faust. — Jocelyn vergleicht sich schließlich geradezu mit dem deutschen Doktor:

„Dans mes veilles sans fin je ressemble, ô ma sœur,
A ce Faust enivré des philtres de l'école,
De la science humaine éblouissant symbole,
Quand dans sa sombre tour, parmi ses instruments,
On l'entendait causer avec les éléments,
Et qu'au lever du jour, dans son laboratoire,

On ne retrouvait plus qu'un peu de cendre noire.
Hélas! si ce n'était la grâce du Seigneur,
Que retrouverait-on le matin dans mon cœur?
Qui c'est Faust, ô ma sœur! mais dans ces nuits étranges,
Au lieu d'esprits impurs, consolé par les anges!
Oui, c'est Faust, ô ma sœur! mais Faust avec un Dieu!
Que de choses encor! La cloche sonne, adieu —[1])

— — — — — — — — — — — —

Ferner erinnern folgende Verse im Jocelyn an jene Stelle im Faust, wo der Held die untergehende Sonne betrachtet und seinem unbeschreiblichen Sehnen, doch mit ihr ziehen zu können, Worte verleiht (Jocelyn, 8 août 1801):

Et ceci, mes enfants, suffit pour vous prouver
Que l'homme est un esprit, puisqu'il peut s'élever,
De ce point de poussière, et des ombres humaines,
Jusqu'à ces cieux sans fond et ces grands phénomènes.
Car voyez, mesurez, interrogez vos corps;
Pour monter à ces feux faites tous vos efforts!
Vos pieds ne peuvent pas vous porter sur ces ondes;
Votre main ne peut pas toucher, peser ces mondes;
Dans les replis des cieux, quand ils sont disparus,

---

[1]) Sainte-Beuve nimmt in seinen „Portraits contemporaines" Stellung zu diesen Versen. Eine schöne Seele, „bien éclairée dans la pratique chrétienne", habe ihm gesagt, dieser Faust gefiele ihr nicht, wenn man tagsüber arbeite und seine Pflicht als Pfarrer erfülle, könne man nachts wohl schlafen. Treffend bemerkt der berühmte Literarhistoriker dazu: „Qui, mais ce Jocelyn du commencement n'est pas arrivé et fixé encore; il n'a pas encore trouvé son calme, ni peut-être toute sa foi; il n'a pas enseveli Laurence. Plus tard, quand Jocelyn a triomphé de cette maladie à laquelle se termine le manuscrit de ses confidences, ses nuits sont calmes; toute fièvre de passion ou d'incertitude a cessé: il ne reste plus de lui que le ministre de charité; . . . et s'il ne maudit pas le Juif, si l'on sent qu'il n'aurait d'anathême, ni contre le vicaire savoyard, ni contre un confrère vaudois de l'autre côté des Alpes, ce n'est pas doute ni tiédeur de foi, c'est qu'il est de ce christianisme assurément fort justifiable, de ce christianisme clement, comme Jésus au bon Samaritain". Sainte-Beuve, Portr. contemporains, Nouv. Ed. Bd. 5, Paris 1909, S. 332/33.

Derrière leur rideau votre œil ne les voit plus;
Nulle oreille n'entend sur la mer infinie
De leur vagues d'éther l'orageuse harmonie;
Le souffle de leur vol ne vient pas jusqu'à vous;
Sous le dais de la nuit, ils vous semblent des clous."

Faust: . . . .
„Betrachte, wie in Abendsonne Glut
Die grünumgebenen Hütten schimmern.
Sie rückt und weicht, der Tag ist überlebt,
Dort eilt sie hin und fördert neues Leben.
O, daß kein Flügel mich vom Boden hebt,
Ihr nach und immer nach zu streben!
Ich säh' im ewigen Abendstrahl
Die stille Welt zu meinen Füßen,
Entzündet alle Höhn, beruhigt jedes Tal,
Den Silberbach in goldne Ströme fließen.
Nicht hemmte dann den göttergleichen Lauf
Der wilde Berg mit allen seinen Schluchten;
Schon tut das Meer sich mit erwärmten Buchten
Vor den erstaunten Augen auf.
Doch scheint die Göttin endlich wegzusinken;
Allein der neue Trieb erwacht,
Ich eile fort, ihr ewiges Licht zu trinken,
Vor mir den Tag und hinter mir die Nacht,
Den Himmel über mir und unter mir die Wellen.
Ein schöner Traum, indessen sie entweicht.
Ach! zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.
Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt"
usw.

Stärker klingen nachstehende Strophen aus der Me-

ditation „Isolement“ an diese Verse aus Goethes Dichtung an:

„Que le tour du soleil ou commence ou s'achève,
D'un ceil indifférent je le suis dans son cours;
— — — — — — — — — — — —

Quand je pourrais le suivre en sa vaste carrière,
Mes yeux verraient partout le vide et les deserts:
Je ne désire rien de tout ce qu'il éclaire;
Je ne demande rien à l'immense univers.

Mais peut-être au-delà des bornes de sa sphère,
Lieux où le vrai soleil éclaire d'autres cieux,
Si je pouvais laisser ma dépouille à la terre,
Ce que j'ai tant rêvé paraîtrait à mes yeux.

Là je m'enivrerais à la source où j'aspire;
Là je retrouverais et l'espoir et l'amour,
Et ce bien idéal que toute âme désire,
Et qui n'a pas de nom au terrestre séjour!

Que ne puis-je, porté sur le char de l'Aurore,
Vague objet de mes vœux m'élancer jusqu'à toi?
Sur la terre d'exil pourquoi restai-je encore?
Il n'est rien de commun entre la terre et moi.“[1])

Daß Lamartine hier von Goethe abhängig ist, kann man um so leichter annehmen, als er ja, wie wir gesehen haben, ein begeisteter Lobredner der ähnlichen Verse im Faust war.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß Süpfle auch in dem Epos „La Chute d'un Ange“ Anklänge an die größte deutsche Dichtung finden will.[2]) Er macht aber keine näheren Angaben, und es würde auch schwer fallen, im einzelnen bestimmte Abhängigkeiten festzustellen.

---

[1]) Bibliotheca Romanica, Oeuvres de Lam. S. 82/83.

[2]) Süpfle II, 1 S. 133.

Hermann und Dorothea.

Während in Deutschland Goethes Epos „Hermann und Dorothea" allgemein als ein Meisterwerk ersten Ranges angesehen wird, steht der Biograph Lamartines E. Deschanel [1]) dem Werke viel kühler gegenüber und schätzt es bei einem Vergleich mit „Jocelyn" niedriger ein als diese Dichtung. So ist es für uns von hohem Interesse, zu erfahren, wie sich der französische Romantiker selbst zu dem Epos stellt.

Seine Ausführungen über Hermann und Dorothea finden sich im Cours fam. Bd. 7, Enretien XXXIX (1859).

Der Kritiker geht aus von der Bewunderung, die Goethe für Homer gehegt habe; diese teile er selbst ganz und gar. Beide Werke, Hermann und Dorothea sowohl wie sein Jocelyn, seien aus demselben Gedanken heraus geboren, dem nämlich, die Poesie aus ihrer einsamen Höhe an den Familienherd zu verpflanzen. Die epische Dichtung habe ihre Volkstümlichkeit eingebüßt gehabt, da man in der modernen Zeit vergeblich einen gesunden Wirklichkeitssinn darin suche. Götter, an die wir nicht mehr glauben, Helden, deren Taten und Liebesabenteuer ins Reich der Fabel gehören, seien eingeführt an Stelle von Bildern, die dem Stande unserer Kultur entsprächen. Das interessiere aber nur den Gelehrten. Deshalb hätten er und Goethe die epische Poesie „fait chanter en pain quotidien de toutes les âmes pensantes ou aimantes cette ambroisie poétique jusque-là reservée aux dieux de ce monde" (S. 182). Der Dichter rühmt die einfache, wirklich schöne Komposition des deutschen Epos: „C'est la nature bien peinte, le cœur humain bien compris, la poésie, c'est à dire la beauté latente de la vie domestique bien chantée. Qu'il y a loin de là à Werther! Il y a aussi loin du bon sens au délire, que de la maladie mentale à la santé du cœur et de

---

[1]) a. a. O. Bd. 2, S. 11.

l'esprit". Am Schluß seiner Besprechung führt er aus: „Nous ne connaissons rien dans les langues modernes d'analogue à ce charmant et sévère morceau d'antiquité transporté dans notre âge. On croit en achevant de le lire, sortir d'une tente des patriarches où l'on s'est entretenu avec Jacob ou avec Lia. Un parfum de piété et d'amour sort de tous les vers; le cœur est doucement ému, mais jouit de son émotion comme d'une vertu . . ."

Das lautet ganz anders als Deschanels Urteil, der Goethe die Fähigkeit abspricht, Poesie des idyllischen bürgerlichen Lebens zu schreiben. Die Modernen, fährt der Lamartine-Biograph fort, mit ihnen Goethe, versuchten aus der heutigen Kultur und Gesellschaft heraus mit deren tausend Konventionen zur einfachen Natur zu gelangen. Lamartine aber lebe in ihr und besäße darum wahre Naivität der Schilderung. Der Dichter von Hermann und Dorothea hätte nur eine erzwungene.

Es klingt geradezu wie eine Blasphemie, dem Altmeister der deutschen Poesie, den Schiller als das Muster eines naiven Dichters hinstellt,[1]) Naïvetät und Naturwüchsigkeit abzusprechen. Da ist Lamartine in seinem Urteil doch bedeutend verständnisvoller und gerechter.

Allerdings betont er an manchen Stellen die moralische Wirkung, die das Werk ausübe, allzu stark, so daß es manchmal den Anschein erweckt, als wenn er mehr von ethischen als von ästhetischen Gesichtspunkten sich leiten lasse. Wenn er „Regierung" wäre, würde er Hermann und Dorothea in Tausenden von Exemplaren umsonst in Stadt und Land verbreiten. . . . „Après avoir appliqué si longtemps la littérature au vice, il serait bien temps de l'appliquer à la morale (S. 218). Dann meint er, Laprade, Legouvé und Autran möchten ihrem Vaterlande „ces chefs-d'œuvre de la chaumière" schenken, die das Volk neben

---

[1]) Ob allerdings in seiner Einseitigkeit mit vollem Recht, soll hier nicht erörtert werden.

Hermann und Dorothea oder Paul und Virginie seinen Söhnen und Töchtern unter das Kopfkissen legen könne. Er selbst habe es früher einmal versucht mit dem Gedicht „les Pêcheurs", das, halb vollendet, verloren gegangen sei. Jetzt fühle er nicht mehr genug poetische Kraft (ni assez de liberté d'esprit ni assez de fraîcheur de palette), ein solches Werk wieder anzufangen, aber Victor Hugo, dieser Goethe Frankreichs, könnte „dans les loisirs de l'exil et de la mer, surpasser Hermann und Dorothea" mit der ganzen Kraft seines epischen Genies.

Der französische Romantiker ist doch wohl etwas zu sehr Optimist, wenn er glaubt, das Volk werde je ein eifriger Leser von Werken dieser Art. Ist denn Hermann und Dorothea wirklich tief in die breiten Massen eingedrungen? Freilich wird bei diesem Epos auch die Form — der Hexameter — dazu beigetragen haben, eine größere Verbreitung zu verhindern.

Wenn der Dichter-Kritiker ferner gleich annähernd ein halbes Dutzend französische Dichter auffordert, darunter solche zweiten oder dritten Grades, Epen wie Hermann und Dorothea für die Franzosen zu schreiben, so beweist das doch, daß auch er das bedeutendste deutsche Epos der neueren Zeit nicht in seiner ganzen Größe würdigen kann. Auch der Verfasser von „La Légende des Siècles" und „Hernani" ist doch sicher nicht mit Goethe zu vergleichen, wenn er auch geniale dichterische Fähigkeiten besaß. Ohne Zweifel verlangt Lamartine aber zuviel, wenn er von ihm fordert, gewissermaßen auf Kommando, des deutschen Meisters Dichtung für seine Landsleute zu bearbeiten.

Man hat mehrfach Jocelyn und Hermann und Dorothea zusammengestellt, und wenn sich auch eine solche Zusammenstellung wegen mancher verwandten Züge in den beiden Epen aufdrängt, so darf man doch kaum an einen Einfluß Goethes auf Lamartines Werk denken. Baldens-

perger[1]) meint auch, eine Einwirkung der deutschen Dichtung könne trotz der Analogien — die homerischen Wiederholungen derselben Einzelheiten, derselben Bilder, ja, fast derselben Verse — nicht angenommen werden. Lamartines Epos habe einen lyrischen und christlichen Ursprung, Goethes Werk entspringe einer hiervon ganz verschiedenen künstlerischen und moralischen Absicht.

Aber wie nachhaltig und lange Goethes Epos auf den Franzosen gewirkt hat, beweist die Tatsache, daß dieser noch 1867 zu E. Greniers von der Absicht sprach, ein Gedicht oder vielmehr einen Roman in der Art von „Hermann und Dorothea" zu schreiben.[2]) Zur Ausführung gekommen ist der Plan allerdings nicht.

Einfluß anderer Werke Goethes.

Baldensperger vermutet,[3]) daß in Lamartines Harmonie „Milly, ou la terre natale" folgende Stelle unter dem Eindruck von Goethes Mignonlied: „Kennst du das Land usw." entstanden sei:

J'ai vu des cieux d'azur, où la nuit est sans voiles,
Dorés jusqu'au matin sous les pieds des étoiles,
Arrondir sur mon front, dans leur arc infini,
Leur dôme de cristal qu'aucun vent n'a terni;
J'ai vu des monts voilés de citrons et d'olives
Réfléchir dans les flots leurs ombres fugitives,
Et dans leurs frais vallons, au souffle du zéphir,
Bercer sur l'épi mûr le cep prêt à mûrir,
Sur des bords où les mers ont à peine un murmure;
J'ai vu des flots brillants l'onduleuse ceinture
Presser et relâcher dans l'azur de ses plis
De leurs caps dentelés les contours assouplis,

[1]) Baldensperger, Goethe en France, Paris 1904, S. 253 f.

[2]) Baldensperger, Goethe en France, Paris 1904, S. 253.

[3]) Rev. d'histoire litteraire 1911 p. 670 (Paris). Baldensperger gibt die Stelle nicht so ausführlich.

S'étendre dans le golfe en nappes de lumière,
Blanchir l'écueil fumant de gerbes de poussière,
Porter dans le lointain d'un occident vermeil
Des îles qui semblaient le lit d'or du soleil,
Ou s'ouvrant devant moi sans rideau, sans limite,
Me montrer l'infini que le mystère habite.
J'ai vu ces fiers sommets, pyramides des airs,
Où l'été repliait le manteau des hivers,
Jusqu'au sein des vallons descendant par étages,
Entrecouper leurs flancs de hameaux et d'ombrages,
De pics et de rochers ici se hérisser,
En pentes de gazon plus loin fuir et glisser,
Lancer en arcs fumants, avec un bruit de foudre,
Leurs torrents en écume et leurs fleuves en poudre,
Sur leurs flancs éclairés, obscurcis tour à tour,
Former des vagues d'ombre et des îles de jour,
Creuser de frais vallons que la pensée adore,
Remonter, redescendre, et remonter encore,
Puis des derniers degrés de leurs vastes remparts,
A travers les sapins et les chênes épars,
Dans le miroir des lacs qui dorment sous leur ombre
Jeter leurs reflets verts ou leur image sombre,
Et sur le tiède azur de ces limpides eaux
Faire onduler leur neiges et flotter leurs coteaux.
J'ai visité ces bords et ce divin asile
Qu'a choisis pour dornir l'ombre du doux Virgile,
Ces champs que la Sibylle à ses yeux déroula,
Et Cume, et l'Élysée: et mon cœur n'est pas là! . . .

In Bd. 128 von Herrigs Archiv[1]) (S. 375) schließt sich Fritz Lubinski der Meinung des französischen Literarhistorikers an. Der deutsche Gelehrte glaubt aber annehmen zu dürfen, daß Lamartine das Lied nicht erst 1826 durch den Vortrag der Sängerin Mme de Bombella kennen gelernt habe, wie Baldensperger vermutet, sondern schon

[1]) Harmonies, Paris 1879, S. 251 f.

um die Zeit seiner italienischen Reise eine allgemeine Kenntnis desselben besaß. Möglich sei es, daß er diese aus eigener Lektüre gewonnen habe, möglich auch, daß es sich um ein paar allgemeine, durch Mme de Staël vermittelte Reminiszenzen handelte.

In der Tat deutet der Anfang des 7. Buches der Confidences (Graziella überschrieben), worauf auch Lubinski aufmerksam macht, darauf hin, daß der französische Dichter damals schon mit Goethes Gedicht bekannt war. „Lamartine spricht von Stimmungen und Erwartungen vor der italienischen Reise“ . . . „le ciel italien, dont j'avais, pour ainsi dire, aspiré déjà la chaleur et la sérénité dans les vers de Goethe et dans les pages de Corinne:

Connais-tu cette terre où les myrtes fleurissent?“
(Confid., Paris 1911, S. 137.)

Die Richtigkeit der Zeitangabe wird erwiesen durch einen Vergleich mit der Correspondance.[1]) Lubinski macht auch auf die Improvisation der Corinne aufmerksam: „Connaissez-vous cette terre où les orangers fleurissent que les rayons des cieux fécondent avec amour?“, ferner auf die Stelle in Mme de Staëls Buch „De l'Allemagne“, wo wir den Eingangsvers in der Form „Connais-tu cette terre où les citronniers fleurissent!“ finden. Lamartine hat Mme de Staëls Werk nachweislich gelesen.[2])

Lubinski glaubt ferner in nachstehenden Versen der Meditation „Tristesse“, die nach des Dichters eigener, aber unzuverlässiger Angabe 1813 entstanden ist, etwas vom Ton und Kolorit des Mignonliedes finden zu können:

„Ramenez-moi, disais-je au fortune rivage,
Où l'oranger fleurit sous un ciel toujours pur.
Que tardez-vous? Partons, je veux revoir encore
Le Vésuve enflammé etc.

Auf eine bedeutsame Übereinstimmung der Gedanken

---

[1]) Corresp. I, Paris 1882, S. 117, 130.
[2]) Corresp. II, Paris 1882, S. 37.

in Lamartines Utopie [1]) und einer Stelle im 9. Buche von Goethes „Dichtung und Wahrheit“ (gegen Schluß) weist Kurt Mehnert in seiner Dissertation „Über Lamartines politische Gedichte“ [2]) hin.

Der Franzose führt im ersten Teile des genannten Gedichtes aus, man müsse sich in den Geist der Zeiten tauchen, wenn man die Zukunft erforschen wolle, denn sie enthalte und erfülle das Sehnen und Streben nach Höherem, Besserem, das die Gesamtheit der Menschen beseele:

„Il faut plonger ses sens dans le grand sens du monde
(Qu'avec l'esprit des temps notre esprit s'y confonde!)

— — — — — —

. . . . Il est dans la nature
Je ne sais quelle voix sourde, profonde, obscure.
Et qui révèle à tous ce que nul n'a conçu;
Instinct mystérieux d'une âme collective,
Qui presse la lumiére avant que l'aube arrive,
Lit au livre infini sans que le doigt écrive,
Et prophétise à son insu.

C'est l'aveugle penchant des vagues oppressées
Qui reviennent sans fin, de leur lit élancées,
Battre le roc miné de leur flux écumant;
C'est la force du poids qui dans le corps gravite,
La sourde impulsion des astres dans l'orbite,
Ou sur l'axe de fer l'aiguille qui palpite
Vers les pôles où dort l'aimant;

C'est l'éternel soupir qu'on appelle chimère,
Cette aspiration qui prouve une atmosphère,
Ce dégoût du connu, cette soif du nouveau.
Qui semblent condamner la race qui se lève
A faire un marchepied de ce que l'autre achève,

---

[1]) Recueillements, Paris 1911, S. 118.

[2]) Erlangen 1902, S. 27.

Jusqu'à ce qu'au niveau des astres qu'elle rêve
Son monde ait porté son niveau.

— — — — — —

Élargissez, mortels, vos âmes rétrécies!
O siècles, vos besoins ce sont vos prophéties!
Votre cri, de Dieu même est l'infaillible voix.
Qu'el mouvement sans but agite la nature?
Le possible est un mot qui grandit à mesure,
Et le temps qui s'enfuit vers la race future
A déjà fait ce que je vois . . ."

Goethe schreibt in „Dichtung und Wahrheit": „Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten imstande sein werden. Was wir können und möchten, stellt sich unserer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar: wir fühlen eine Sehnsucht nach dem, was wir schon im stillen besitzen. So verwandelt ein leidenschaftliches Vorausergreifen das wahrhaft Mögliche in ein erträumtes Wirkliche. Liegt nun eine solche Richtung entschieden in unserer Natur, so wird mit jedem Schritt unserer Entwickelung ein Teil des ersten Wunsches erfüllt, bei günstigen Umständen auf dem geraden Wege, bei ungünstigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken So sieht man Menschen durch Beharrlichkeit zu irdischen Gütern gelangen; sie umgeben sich mit Reichtum, Glanz und äußerer Ehre. Andere streben noch sicherer nach geistigen Vorteilen, erwerben sich eine klare Übersicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüts und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.

Nun gibt es aber eine dritte Richtung, die aus beiden gemischt ist und deren Erfolg am sichersten gelingen muß. Wenn nämlich die Jugend des Menschen in eine prägnante Zeit trifft, wo das Hervorbringen das Zerstören überwiegt und in ihm das Vorgefühl beizeiten erwacht, was eine solche Epoche fordere und verspreche, so wird er, durch

äußere Anlässe zu tätiger Teilnahme gedrängt, bald da, bald dorthin greifen, und der Wunsch, nach vielen Seiten wirksam zu sein, wird in ihm lebendig werden. Nun gesellen sich aber zur menschlichen Beschränktheit noch so viele zufällige Hindernisse, daß hier ein Begonnenes liegen bleibt, dort ein Ergriffenes aus der Hand fällt und ein Wunsch nach dem andern sich verzettelt. Waren aber diese Wünsche aus einem reinen Herzen entsprungen, dem Bedürfnis der Zeit gemäß: so darf man ruhig rechts und links liegen und fallen lassen und kann versichert sein, daß nicht allein dieses wieder aufgefunden und aufgehoben werden muß, sondern daß auch noch gar manches Verwandte, das man nie berührt, ja, woran man nie gedacht hat, zum Vorschein kommen werde. Sehen wir nun während unseres Lebensganges dasjenige von andern geleistet, wozu wir selbst früher einen Beruf fühlten, ihn aber, mit manchen andern, aufgeben mußten, dann tritt das schöne Gefühl ein, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist, und daß der einzelne nur froh und glücklich sein kann, wenn er den Mut hat, sich im Ganzen zu fühlen".

Der französische Dichter spricht übrigens die betreffenden Gedanken nicht nur in der „Utopie" aus. Corresp. III, Paris 1882, S. 264 schreibt er: „L'avenir est toujours en germes dans les choses accomplies". Hier erklärt er sogar für seine einzige politische Tugend zu fühlen, was die Gesamtheit bewege: „J'ai l'instinct des masses".

Wenn auch hier speziell Goethe wohl kaum allein eingewirkt haben wird, so interessiert doch immerhin die Tatsache, daß der Altmeister deutscher Dichtung und der große französische Poet in einer wichtigen, die ganze Menschheit betreffenden Frage übereinstimmend gedacht haben.

Goethe als Mensch und Dichter.

Persönlich hat Lamartine Goethe wohl nicht gekannt. Wie er sich den großen Mann vorstellte, geht aus Cours fam. 41 Bd. 7 S. 331 hervor, wo er berichtet, wie er gemeinsam mit Wilhelm v. Humboldt die römischen Altertümer in Rom besichtigt und den Vesuv bestiegen habe. Mit Goethes Freund vergleicht er diesen selbst: Humboldts Heiterkeit des Geistes, sein edler Ernst der Rede, die Tiefe seiner geschichtlichen Kenntnisse und die maßvolle Wärme seiner Begeisterung hätten ihm einen Begriff von Goethes Charakter gegeben.

Hier kann nicht festgestellt werden, ob der große Sprachforscher seinem Charakter und Intellekt nach dem hohen Olympier wirklich so verwandt war, wie der französische Romantiker annimmt. Uns erscheint der Vergleich ziemlich willkürlich. Letzten Endes konnte Goethe doch nur mit sich selbst verglichen werden.

Das sieht unser Dichter-Kritiker übrigens auch ein. Bei der Besprechung des Faust nimmt er gleich wieder Abstand von dem Versuch, den großen Deutschen mit Sophokles und Theokrit zusammenzustellen. Mit Recht schätzt er ihn auch höher ein als die bedeutenden Dichter seines eigenen Landes.

Einmal (Entret. 121, S. 8) nennt er ihn allerdings den deutschen Voltaire, und zwar in bezug auf seine unerschöpfliche Arbeitskraft, die sich weder durch Alter noch Erschöpfung beeinträchtigen lasse. „Sein Geist hätte tausend Körper verbrauchen können." Beschämt mögen vor einem solchen Urteil die Deutschen sich zurückziehen, die da meinen, Goethe habe im Verhältnis zu seinem langen Leben wenig geschaffen.

Aber sonst sei der Deutsche dem Patriarchen von Ferney in jeder Beziehung weit überlegen gewesen, erkennt der Kritiker an. „S'il me faut dire toute ma pensée, Goethe pour les grands repos de la pensée était très-

supérieur à Voltaire, si on excepte les parties purement critiques de l'esprit humain." ... Corneille était aussi fort, mais pas aussi divin; Racine moins philosophe et moins original ... En Angleterre, Shakespeare seul est plus abondant, mais moins profond et moins parfait. Byron est aussi poète, mais moins sensé; c'est le délire de la versification à qui la lyre sert de jouet, le cœur humain de victime et Dieu lui-même de dérision. Shakespeare seul est aussi vaste et aussi dramatique; mais bien qu'il s'étende plus large, il est loin de s'élever aussi haut. Il a Falstaff, il a Méphistophélès; mais ni Marguerite sur la terre, ni Faust entre le ciel et l'enfer, il improvise mieux; il est moins réfléchi. Il n'a pas poursuivi pendant cinquante ans, dans les deux mondes terrestre et céleste, à travers les abîmes de l'esprit humain, les mystères d'un drame surnaturel; il est plus homme; il est moins dieu." In wenigen Worten hat hier der Dichter-Kritiker eine feine Charakteristik der beiden größten Dichter der Menschheit gegeben.

Goethes Weltanschauung streift der Franzose auch hin und wieder. Er vermischt aber unserer Ansicht nach Richtiges mit Falschem. Den Tatsachen entsprechend mag folgende Auslassung sein: „Sa foi (Goethes) se serait plus justement appelée polythéisme que panthéisme, c'est à dire qu'il reconnaissait et qu'il adorait la Divinité dans toutes ses œuvres sans la confondre avec ses œuvres: sorte de paganisme sans idolatrie qui adorait la puissance divine dans la puissance matérielle des élément, mais qui dans l'élément adorait l'impulsion divine et non l'élément lui-même". Fragwürdiger erscheint es, wenn er behauptet, Goethe habe geglaubt, daß die Welt begonnen habe mit einem „état plus parfait, plus pur et plus lumineux, par un Éden dans lequel l'homme naissant avait entendu les confidences de Dieu par des révélateurs divins" (Entret. 39, S. 229/30).

Oft wirft Lamartine Goethe Mangel an Religiösität vor. Die betreffende Bemerkung bei der Besprechung des Faust

haben wir schon mitgeteilt, ebenso die Stelle in seiner Beurteilung des Werther.

Bei solchen Urteilen hat er aber immer den jungen Goethe im Auge. Bei der Analyse der Gespräche mit Eckermann Bd. 20 (Entretien CXIX) zweifelt er daran, daß der 28jährige Goethe „l'homme essentiellement et véritablement progressif", der an allem zweifelte, selbst an Gott und der Unsterblichkeit, das Bild des Faust, dieses Helden des Skeptizismus, noch mit 82 Jahren geschrieben haben würde.

Lamartine scheint über die Entstehung der Dichtung völlig im unklaren zu sein. An einer andern Stelle meint er, Goethe habe sie mit 45 Jahren geschrieben, hier schreibt er sie dem 28jährigen zu.

In Wirklichkeit hat den Dichter doch der Stoff sein ganzes Leben lang beschäftigt, und tatsächlich vollendete er den zweiten Teil ja erst im 82. Lebensjahre. — Freilich ist zu bedenken, daß der Franzose immer den ersten Teil im Auge hat, wenn er vom Faust spricht.

Die Abfärbung von Goethes Weltanschauung auf Lamartine macht sich in einer der umfangreichsten Dichtungen des letzteren, in „Le dernier Chant du Pèlerinage d'Harold"[1]) bemerkbar — freilich neben der Einwirkung Byrons. Deschanel weist schon darauf hin, daß hier der Einfluß Goethes „des großen Pantheisten" mit dem des großen Briten sich kreuze. Das Gedicht zeige einen Anstrich von Naturphilosophie, die einen neuen Abschnitt in Lamartines Denkweise bedeute (I, 189).

Es ist nun nicht möglich, genau festzustellen, welche Stellen abhängig sind von Goethe und welche von Byron. Schon daß das Gedicht mit bewußtem Anschluß an des letzteren gleichnamiges Werk geschrieben ist, läßt vermuten, daß es den unmittelbaren und stärkern Einfluß des englischen Dichters erfahren habe. Doch sind Verse wie

---

[1]) Nouvelles Méditations, Paris 1906, S. 227.

die folgenden auch der Goetheschen Naturauffassung nicht fremd: Kap. XXIII. Beim Anblick Suniums glaubt Harold „entrevoir flotter la robe de Platon",

„Quand ce sage, fuyant une foule insensée,
Venait dans le désert consulter . . . sa pensée,
Et qu'assis en silence au bord des flots amers,
Son œil divin plongé dans le ciel ou les mers,
Écoutant en soi-même un vague et doux murmure,
Il croyait distinguer la voix de la nature,
Ou des sphères du ciel le bruit harmonieux,
Ou ces songes divins qui lui parlaient des dieux!
Voix céleste, qui parle au bord des mers profondes,
Dans les soupirs des bois, dans les accords des ondes
Partout où l'homme enfin n'a point gravé ses pas
Harold aussi t'entend . . . mais ne te comprend pas.

Man beachte die Naturbeseelung in Kap. XLII:

„Quoi donc! n'aimes-tu pas au moins celui qui t'aime?
N'as-tu point de pitié pour notre heure suprême?
Ne peux-tu, dans l'instant de nos derniers adieux,
D'un nuage de deuil te voiler à mes yeux?
Mes yeux moins tristement verraient ma dernière heure,
Si je pensais qu'en toi quelque chose me pleure,
Que demain la clarté du céleste rayon
Viendra d'un jour plus pâle éclairer mon gazon,
Et que les flots, les vents et la feuille qui tombe,
Diront: „Il n'est plus là; taisons-nous sur sa tombe".
Mais non: tu brilleras demain comme aujourd'hui
Ah! si tu peux pleurer, Nature, c'est pour lui!
Jamais être formé de poussière et de flamme
A tes purs éléments ne mêla mieux son âme"; usw

Anfang von Kap. LIII:

„Oui, seul, déshérité des biens que l'âme espère,
Tu me ferais encore un Éden de la terre (er redet die Natur an)
Et je pourrais, heureux de ta seule beauté,

Me créer dans ton sein ma propre éternité!
Pourvu que, dans les yeux d'un autre être, mon âme
Réfléchît seulement son extase et sa flamme,
Comme toi-même ici tu réfléchis ton Dieu,"
usw.

Schiller.

Dramen.

Georges Brandes gibt im 3. Bande seiner „Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts"[1]) ein anschauliches Bild von dem Ansehen, das der schöne Lamartine am Anfange des 19. Jahrhunderts in der Pariser vornehmen Welt genoß.

Es wird eine Abendgesellschaft in einem Salon der französischen Hauptstadt geschildert. „Lamartine bildet den Mittelpunkt, er überstrahlt alle. Mit seiner melodischen Stimme deklamiert er eine oder zwei seiner Meditationen und ruft ein Entzücken ohnegleichen hervor. Benjamin Constant nähert sich ihm und versichert ihm, daß er nur in Schillers reflektierenden Gedichten dieser Hoheit und Reinheit des Gefühls und Ausdrucks begegnet sei. Die Damen finden diesen Vergleich überaus schmeichelhaft für Schiller, einen obskuren deutschen bürgerlichen Poeten, dessen Namen einmal gehört zu haben, sie sich flüchtig erinnern. Was ist er gegen Lamartine!" Freilich, der aristokratische französische Kavalier mußte natürlich ein viel feinerer Dichter sein als der biedere schwäbische Regimentsmedikus. Von den adeligen Damen, die das Leben nur so weit kannten, als es sich in den Salons, Konzertsälen und Theatern abspielte, konnte man allerdings nicht verlangen, daß sie der tiefgründigen Gedanken-

[1]) Bd. 3 übersetzt von Ad. Strodtmann 4. Aufl., Leipzig 1894, S. 171. (Er stützt sich auf Villemain, M. de Feletz et les salons de son temps, ein Buch, das mir nicht zugänglich war.)

lyrik eines deutschen, ja eines bürgerlichen deutschen Dichters Geschmack abgewinnen sollten.

Aber nicht nur auf die Stellung, die man in der vornehmen Pariser Gesellschaft Schiller zuwies, wirft diese Schilderung ein helles Licht; sie erscheint uns charakteristisch für die Wertschätzung, die der deutsche Dichterheros bei unserm westlichen Nachbar überhaupt erfuhr.

Constant — er hat bekanntlich den Wallenstein übersetzt und war mit unserm Nationaldichter wohl vertraut — vergleicht den französischen Romantiker mit Schiller. Nun wohl, Reinheit des Gefühls und Ausdrucks finden wir bei dem Franzosen gerade wie bei dem Deutschen. Wenn man aber kraftvolle Wirksamkeit der Darstellung und künstlerische Abrundung der Form auch als Kennzeichen großer Dichtkunst ansieht und vor allem zugesteht, daß nicht nur die Gefühls-, sondern auch die Gedankenlyrik große Kunst ist, so wird man unsern Dichter allein schon als Schöpfer seiner Lyrik getrost neben jenen stellen dürfen. Überblicken wir aber das gesamte dichterische Schaffen beider, so wird uns erst recht der große Abstand klar, der den französischen Romantiker von unserm Dichterfürsten trennt.

Lamartine selbst ist auch nie zur Anerkennung des Schillerschen Genius gelangt. Bekannt war er allerdings mit dessen Dramen, wie sein Briefwechsel zeigt.

Verhältnismäßig viel gelesen wurde bei den Franzosen dasjenige Schillersche Drama, das ihre Nationalheldin, die Jungfrau von Orleans, verherrlichte. Auch unser Dichter-Kritiker scheint sich zuerst für diese Tragödie interessiert zu haben, denn die früheste Erwähnung von einem Werke Schillers ist eben die der Jungfrau von Orleans. Sie findet sich in einem Briefe vom 26. Juni 1819 an den Grafen Saint-Mauris.[1]) Lamartine schreibt hier: „Si vous voulez bien joindre pour moi Jeanne Darc par la poste, je vous

---

[1]) Corresp. II, Paris 1873, S. 384.

serai bien obligé, pourvu cependant que vous pensiez qu'elle en vaille la peine . . ." Wenn er auch den Namen des Verfassers nicht beifügt, so ist doch wohl anzunehmen, daß er Schillers Dichtung meint. Mit allzu hohen Erwartungen ging er also nicht an die Lektüre, wenn er einem andern überläßt, darüber zu entscheiden, ob es sich der Mühe lohne, das Drama zu lesen.

Mit derselben Zurückhaltung begegnet er Maria Stuart; ein Brief der Herzogin de Broglie an Lamartine vom 1. Februar 1820 beweist das.[1]) Es heißt hier: „Voici les traductions de M. de Barante, monsieur, les trois Wallenstein et Guillaume Tell. C'est une bonne lecture de malade. Il ne m'a pas donné Jeanne d'Arc, et pour Marie Stuart, je l'ai prêté à quelqu'un; je vous l'enverrai plus tard, mais comme vous ne l'aimez pas, vous n'êtes pas pressé de le lire. Il faut cependant que vous le relisiez, car cela est trop beau pour que vous ne reveniez pas à l'admirer . . ."

Diese kühle Aufnahme der Schillerschen Dramen läßt auch von vornherein einer Einwirkung des großen deutschen Dichters auf Lamartine wenig wahrscheinlich erscheinen. Allerdings halten wir es nicht für ausgeschlossen, daß eine Stelle in der Elegie „La liberté ou une nuit à Rome" unter dem Einfluß von Schillers Freiheitsdrama entstanden ist. Sie lautet[2]):

„Liberté! nom sacré, profané par cet âge,
J'ai toujours dans mon cœur adoré ton image,
Telle qu'aux jours d'Émile et de Léonidas
T'adorèrent jadis le Tibre et l'Eurotas,
Quand, tes fils se levant contre la tyrannie,
Tu teignais leurs drapeaux du sang de Virginie,
Ou qu'à tes saintes lois glorieux d'obéir.
Tes trois cents immortels s'embrassaient pour mourir;
Telle enfin, que d'Uri prenant ton vol sublime,

[1]) Lettres à Lam. 1818—1865, Paris 1892, S. 17.
[2]) Nouvelles Méditations, Paris 1906, S. 124.

Comme un rapide éclair qui court de cime en cime,
Des rives du Léman aux rochers d'Appenzell,
Volant avec la mort sur la flèche de Tell,
Tu rassemble tes fils errant sur les montagnes,
Et, semblable au torrent qui fond sur les campagnes,
Tu purges à jamais d'un peuple d'oppresseurs
Ces champs où tu fondas ton règne sur les mœurs!"

Auch Mehnert[1]) macht darauf aufmerksam, daß hier der „Tell" abgefärbt haben könnte.

Immerhin ist die Abhängigkeit des Franzosen von Schiller fraglich, wie jener sich ja auch kaum liebevoll in die Lektüre des deutschen Dichters versenkt hat. Das beweist sein Urteil über unsern großen Landsmann im Cours fam., Entretien XLI S. 343 ff.

So nennt er die „Räuber" „une débauche d'imagination prise au sérieux par la naïvete du peuple allemand". Unserer Ansicht nach ist das Drama doch etwas mehr als ein wildes Produkt zügelloser Einbildungskraft, wenn auch die Maßlosigkeiten und Verzerrungen darin in die Augen springen, und das deutsche Volk ist auch heute noch „naiv" genug, sich von der dramatischen Kraft, die der Tragödie innewohnt, erschüttern zu lassen.

Für das Meisterwerk Schillers hält Lamartine wohl mit Recht den Wallenstein. Er meint aber, die Dichtung sei zu umfangreich und weitschweifig für die szenische Darstellung, ein Irrtum, den er durch Beiwohnen einer Aufführung auf einer deutschen Bühne leicht hätte beheben können. Lamartines lyrisch-philosophisches Dichtertalent hat sich in die Dramatik des gewaltigen Werkes nicht recht vertiefen können, wie hätte der Kritiker sonst den Wallenstein ein mittelalterliches Epos nennen können, das durch den Genius eines modernen Dichters in Dialogform gebracht sei. Er nennt die Dichtung eine Trilogie; nach

---

[1]) a. a. O. S. 10 Anm.

unserer Auffassung ist sie bekanntlich ein einziges Drama in 10 Akten und einem Vorspiel.

Das Lied von der Glocke.

Mit vollem Verständnis urteilt der „Chorführer der französischen Romantik“ [1]) über Schillers „Lied von der Glocke“. Er beschämt durch sein Urteil die deutschen Romantiker, die, wie Karoline Schlegel berichtet, vor Lachen von den Stühlen fielen, als das Werk in ihrer Gesellschaft zum ersten Male vorgetragen wurde.

In diesem Gedicht habe Schiller seinen Meister Goethe übertroffen, erklärt Lamartine. Es finde nicht seinesgleichen in der ganzen neueren Literatur, ja selbst Pindar und Horaz habe der Deutsche weit hinter sich zurückgelassen. Nur tadelt der Kritiker, daß das Gedicht gleichzeitig „pensé, décrit et chanté“ sei. „Le veritable enthousiasme ne pense pas, ne décrit pas; il chante.“ Die letzteren Bemerkungen scheinen aber auf sein Studium der Entstehungsgeschichte der Dichtung zurückzugehen und davon beeinflußt zu sein. „Mais“, so schließt er seine Betrachtung, „ce genre une fois admis, le poème de Schiller est digne de tinter éternellement dans l'oreille des hommes“ (S. 358).

Schillers Verhältnis zu Goethe.

Ganz schief ist wieder die Darstellung des Verhältnisses der beiden größten deutschen Dichterheroen zueinander.

Während wir gewohnt sind, Schiller mit Goethe in einem Atem zu nennen, während selbst Goethe die Frage, wer von ihnen der Größere sei, mit der Antwort abtat, die Deutschen sollten sich freuen, daß sie zwei so tüchtige Kerle hätten, will Lamartine sklavische Abhängigkeit des jüngern vom ältern und die völlige Unselbständigkeit Schillers nachweisen.

---

[1]) Grillparzer nennt ihn so.

So hält er dessen Balladen für eine Nachahmung Goethescher Gedichte. Er unterscheidet dabei „ballades germaniques“, die er mit Goethes lyrischen Dichtungen vergleicht, und „ballades du moyen âge et légendes de la tradition des chaumières“, die er mit dessen „ballades nationales de la Germanie“ in Parallele stellt. Uns erscheint diese Unterscheidung doch sehr künstlich und unklar. Ebenso unverständlich ist, was er mit folgender Auslassung meint: „Goethe exhale avec dédain sa mauvaise humeur de géant dans des épigrammes contre la médiocrité de ses rivaux, Schiller rime des sarcasmes contre les engouements ignares de son pays“. Mit épigrammes und sarcasmes meint er offenbar die Xenien, die aber doch zum großen Teile von beiden Dichtern gemeinsam verfaßt sind. Bei den Epigrammen dieser Art kann daher eine Abhängigkeit des einen vom andern auch nicht festgestellt werden. Was aber die andern betrifft, so unterscheiden sich die Xenien Schillers doch im allgemeinen sehr von denen Goethes durch die schärfere Satire.

Völlig unrichtig ist es schließlich, wenn Lamartine, wie es scheint, Wallenstein als eine Nachahmung des Götz von Berlichingen hinstellen will. „Goethe écrit Goltz de Berlichingen, Schiller écrit Vallenstein. Il calqua son œuvre sur l'œuvre de Goethe, sans pouvoir calquer l'incommensurable génie de son maître. On sent dans sa vie l'imitation puissante et habile, mais enfin l'imitation partout“ (Entretien 41, S. 343). Das beiden Dramen Gemeinsame ist im Grunde doch nicht mehr, als daß sie geschichtliche Personen als Helden haben: Goethes Werk das Produkt der lodernden Phantasie eines jungen, durch keine Kunstregel gezügelten Stürmers und Drängers, Wallenstein das Erzeugnis eines 40jährigen, durch das Studium der griechischen Tragödie gebildeten, um die Palme ebenmäßiger Schönheit ringenden Dichters; Götz in natürlicher, dem Leben nachgebildeter Prosa, Schillers Meisterdichtung in feindurchgebildeten fünffüßigen Jamben.

Auch in Fragen der Weltanschauung erscheint Lamartine Goethe als der Führer, Schiller als der Nachhinkende (343) . . . „Goethe abjure dans son omnipotence, toutes les crédulités du vulgaire, et cherche sa divinité universelle dans la divinité individuelle de tout ce qui vit dans la nature, son dieu c'est la vie; la vie, c'est son dieu. Schiller, d'abord chrétien et pieux, suit son maître, et chante comme lui ses hymnes au Dieu inconnu. Mais Goethe accomplit toute ces phases de sa poésie et de sa philosophie indienne avec la majesté d'un dieu de l'Inde, Schiller avec la faiblesse et l'embarras d'un homme qui marche sur les pas d'un dieu." In philosophisch-religiöser Beziehung hat sicher Kant stärker auf Schiller eingewirkt als Goethe. Das hebt unser Kritiker aber gar nicht hervor. Er faßt zum Schluß sein Urteil dahin zusammen, daß sich die Spuren Goethes nie in der Geschichte der deutschen Literatur verwischen würden, während die Schillers bei dem Erscheinen des ersten großen deutschen Dichters verschwinden würden. Jener wäre ein Genie, dieser nur ein Talent, er habe die beiden nie miteinander vergleichen können.

Der große Dichterfürst ist jetzt schon über 100 Jahre tot, seine Dramen aber sind noch so lebendig wie je trotz Grillparzer, Hebbel, Hauptmann, und wenn ein Dichter im Herzen des deutschen Volkes lebt, so ist es Friedrich Schiller. Bei der ganzen Darstellung des Verhältnisses der beiden Dichter zueinander kommt der jüngere doch gar zu schlecht weg, sie ist diktiert von der einseitigen Bewunderung des Verfassers für den Dichter des Faust. Gewiß verdankt Schiller seinem Freunde unendlich viel; aber andererseits ist doch auch die Einwirkung des großen Schwaben auf das Schaffen und die künstlerische Entwicklung Goethes von Bedeutung gewesen, und ohne den Freundschaftsbund der beiden Männer hätten wir wahrscheinlich nicht das tiefste Buch der deutschen Literatur in solcher Vollendung, das auch Lamartine so sehr bewunderte — den Faust.

Herder.

Vielleicht hat kein deutscher Dichter auf Lamartines Denken einen so gewaltigen Einfluß ausgeübt wie Herder mit seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Mehnerts Verdienst ist es, diese Einwirkung in seiner Dissertation „Über Lamartines politische Gedichte"[1]) überzeugend nachgewiesen zu haben.

Bei der folgenden Darstellung des Verhältnisses Lamartines zu Herder schließen wir uns in allen Punkten an Mehnert an.[2]) Natürlich können hier nur die Hauptgedanken hervorgehoben werden.

Im Jahre 1827 übersetzte Edgar Quinet Herders „Ideen", und von dieser Übertragung ist ein großer Einfluß auf das französische Denken ausgegangen. Lamartine war schon durch Mme de Staëls Buch „De l'Allemagne" auf Herder hingewiesen worden. „Un homme d'un génie aussi sincère que Herder devait mêler la religion à toutes ses pensées, et toutes ses pensées à la religion", hatte Frau von Staël erklärt. Diese Bemerkung empfahl Herder sicher dem Franzosen. Mit Recht macht Mehnert besonders auch auf die Geistesverwandtschaft der beiden aufmerksam, ferner auf die Tatsache, daß Lamartine schon früh von der deutschen Gedankenwelt angezogen wurde (s. Abschnitt Deutschland, die deutsche Sprache und der deutsche Charakter).

In erster Linie stellt Mehnert vollständige Übereinstimmung zwischen Herders und Lamartines Ideal fest: „Ziel der Menschheit ist, daß unsere Vernunftfähigkeit zur Vernunft, unsere Bewegungskräfte zur Menschenliebe gebildet werden" (vgl. Herder IV 6, V 3—6, IX 5, XV 4).

---

[1]) Berliner Diss., Erlangen 1902, S. 23 ff.

[2]) Und zwar zum Teil auch formal. Auch die Zitate aus Lamartines Werken sind teilweise nach den von Mehnert benutzten Ausgaben gegeben und nicht nachgeprüft.

Alle wahre Religion bestehe in wirksamster Güte und Menschenliebe, betonten beide. Lamartines politisches Ideal war gerade wie Herders: Wiederherstellung der Menschenwürde und — Moralität in allen Klassen der Gesellschaft, Gerechtigkeit und barmherzige Nächstenliebe in allen politischen Einrichtungen.

Herder (I 3, V 3, 4, IX 1, XV 1—5) sah in der Geschichte nichts als den Entwicklungsprozeß der menschlichen Natur mittels der Vernunft zur Humanität. Allen Untergang erkannte er nur als scheinbar, als notwendige Abwechslung von Gestalten und Formen. Diese Ideen finden sich bei Lamartine wieder in dem Gedichte „Les Révolutions" (Harm. 420),[1]) Jocelyn, 28. Februar 1793, und Jocelyn 226 (Paris 1900): „le temps, par Dieu même conduit Passe, pour avancer, sur ce qu'il a détruit", Chute 204 und Cours fam. 70 (Paris 1900).

„Hatte Lamartine noch 1818 (Corresp. I S. 352 ff.) die Ideen von 1789 und 1793 für gemeingefährlich gehalten, so erkannte er 1827, also in dem Jahre, wo die Übersetzung der Herderschen Ideen erschien, daß die großen Prinzipien der Revolution von 1789 wahr, gut und schön gewesen seien, ja daß im Grunde jedes Jahrhundert revolutionär sei. Dieser Standpunkt bestimmte auch sein Verhältnis zu den Bourbonen" (Mehnert S. 28 f.).

Wie Herder (IV 1, 4, IX 1, XV 1—5) dargelegt hatte, daß nur auf Grund der Vernunft und des Fortschritts dauernde Wohlfahrt des Menschengeschlechts zu erreichen sei, und verlangte, daß das Evangelium mit dem Geiste der neuen Vernunft gelesen werden solle, so fordert auch Lamartine eine Reform des christlichen Glaubens. Auch er will das Evangelium nicht nach dem Buchstaben, sondern mit dem Geiste der fortgeschrittenen Vernunft gelesen wissen (Les Révolutions III 8, 9):

„Vous n'y lisiez qu'un mot et vous en lisez mille,
Vos enfants plus hardis y liront plus avant".

---

[1]) Harm., Paris 1879.

Mehnert deutet darauf hin, daß bei Gedanken dieser Art außer Herder auch wohl Lessing durch seine Abhandlung „Erziehung des Menschengeschlechtes" eingewirkt haben mag.

Dem Sehnen nach dem reinen Vernunftglauben der Zukunft gibt der Dichter an mehreren Stellen Ausdruck. Epître à Dumus (Rec. 89):

„Parlant en vérités et plus en paraboles,
Arracher Dieu visible à l'ombre des symboles;
Dans l'esprit grandissant où sa foi veut grandir,
Au lieu de le voiler, le faire resplendir . . ."

Harm. 236,[1]) Utopie II 5, 1—4, 6, 7.[2])

Der Inhalt des neuen Glaubens soll die Liebe sein; den Armen und Unglücklichen, den „Enterbten" dieser Welt soll er Trost und Erquickung bringen. Jeder Mensch wird dann selber ein Priester des Höchsten sein (Rec. 89: „Faire l'homme pontife . . ." Utopie II, 11: „Et nul n'absout ou ne condamne").[3])

Herders Einfluß auf Lamartine zeigt sich auch in der Auffassung des letzteren vom Zukunftsstaate. Jener hatte gelehrt (VIII 4, IX 4, XVII 1), daß die Natur die Ordnung der Familie begründet habe, Vater, Kind, Bruder, Schwester seien durch die Bande des Naturrechts verbunden. Weiter gehe aber die Natur in der Bildung der Gesellschaft nicht. Sie überlasse es vielmehr dem Verstande und dem Bedürfnis der Menschen, umfassendere Organisationen — also

---

[1]) Paris 1900.

[2]) Recueillements, Paris 1911.

[3]) Möglich, daß Herwegh im „Zuruf" diesen Gedanken übernommen hat:

„Priester nur wird's fürder geben,
Und kein Laie mehr auf Erden sein" (Gold. Kl. Bibl. S. 66).

Schon in Prem. Méditationen LVI, LVIII, Paris 1900, hat Lamartine diese Idee ausgesprochen. Diese hat aber Herwegh nebst andern Gedichten übersetzt (s. Anhang), so daß hier Beeinflussung durch den Franzosen wohl angenommen werden darf (Mehnert S. 33).

besonders den Staat — auf dieser Grundlage aufzubauen. Dieser (L.) meinte auch (Chute d'un Ange [1]) 227), Gott wolle, daß alle Menschen in brüderlichem Verhältnis zueinander stehen sollten, keiner dürfe seinem Bruder Gesetze vorschreiben oder ihn bestrafen. Das Gewissen allein solle Richter sein. Vgl. auch Utopie II, 11.

Nur durch die Liebe, so hatte Herder erklärt, könne die Welt von dem Übel befreit werden, das die Menschheit bedrückt, ein Gedanke, der bei dem alternden Lamartine von vornherein auf freudigen Wiederhall rechnen durfte. „Allerdings hat sich der Dichter langsam aus starrer Eigenliebe zur brüderlichen Liebe zu allen Menschen durchgerungen" (Mehnert, vgl. Le Désespoir). „Mettons enfin la charité dans nos lois!" (Desch. I, 309) [2]) wurde der Parlamentarier Lamartine jetzt nicht müde, den Deputierten in der Kammer zuzurufen. Weitere, seine Gesinnung bezeichnende Zeugnisse sind Chute 225:

„Vous vous assisterez dans toutes vos misères, . . .
La charité sera la justice entre vous".

Discours de réception (Rec. 351 ff.). A Madame . . . qui fondait une salle d'asile, am 12. Juni 1836 (Rec. 23). Le Cri de Charité, chant composé au profit des victimes des inondations, 22. November 1840 (Rec. 338). Sur un don de la duchesse d'Angoulême aux indigents de Paris 1841 (Nouv. Méd. 184).[3]) Prière de l'Indigent 1846 (Nouv. Méd. 191). Lamartine tritt ferner für Abschaffung der Todesstrafe ein: Contre la peine de mort (Nouv. Méd. 365).

Nach Herder (IV 6, VII 1, VIII 4, IX 1—3, XV 2, XVII 1) war das Christentum ursprünglich ein Volksglaube, der alle Völker zu einem Volk, alle Menschen zu Brüdern machte, indem er sie einen Gott und Heiland kennen lehrte. Er hatte außerdem darauf hingewiesen,[4]) daß die verschiedenen

---

[1]) Paris 1900.
[2]) Paris 1895.
[3]) Paris 1906.
[4]) vgl. Mehnert.

Formen des Menschengeschlechtes doch überall ein und dieselbe Gattung seien und alle Menschen schließlich eine große Familie bildeten.

Ganz ähnlich dachte Lamartine (Rec. 66):

„l'homme n'est plus Français, Anglais, Romain,
il est concitoyen de l'empire de Dieu".

Rec. 88:

De ces troupeaux humains que la verge fait paître,
Parqués, marqués au flanc par les ciseaux du maître,
Fondre les nations en peuple fraternel,
Marqués au front par Dieu de son chiffre éternel . . .

Utopie II, 8 Schilderung der idealen Zukunft:

„Cette loi qui dit à tous: Frère,
A brisé ces divisions
Qui séparaient les fils du père
En royaumes et nations".

Mehnert zeigt, daß manche Verse direkt an Herder anklingen. In dem Toast porté dans un banquet national des Gallois et des Bretons à Abergavenny, dans le pays de Galles (Rec. 363) kommt auch Lamartines Verbrüderungstheorie zum Ausdruck, ferner auch in der „Marseillaise de la Paix", auf die später eingegangen werden soll.

Da das ganze Menschengeschlecht eine große Familie bildet, ist auch der Neger, der Indianer unser Bruder, hatte Herder gefolgert.[1] Er trat daher für Abschaffung des Sklavenhandels und Befreiung der Sklaven ein. Ebenso forderte Lamartine in der Kammer wiederholt Losgabe der Schwarzen.[2] Allein, der erstrebte Erfolg blieb aus, und darum dramatisierte er die Idee in dem Werke „Toussaint Louverture". Aber auch dieses Stück vermochte auf die Dauer keinen Eindruck zu machen — nach etwa 30 Vorstellungen verschwand es von der Bühne. Um die Tendenz

---

[1]) VII 1, IX 1, XV 2.

[2]) E. Deschanel Bd. 1, Paris 1895, S. 375.

der Dichtung zu zeigen, sei eine Rede Père Antoines hierher gesetzt, der sich an die Schwarzen angeschlossen hat. Auf die Frage Toussaints, ob er nicht fürchte, an seinen Brüdern, den Weißen, zum Verräter zu werden, antwortet er II, 4:

„Je sers un autre maître
Qui ne connaît ni blancs, ni noirs, ni nations,
Qui s'indigne là-haut de ces distinctions, . . .
Qui ne hait que l'impie et les persécuteurs,
Et soutient de son bras les bras libérateurs . . .
Sans aimer, sans haïr les drapeaux différents,
Partout où l'homme souffre il me voit dans ses rangs.
Plus une race humaine est vaincue et flétrie,
Plus elle m'est sacrée et devient ma patrie".[1])

Heine.

Während wir bisher nur Urteile Lamartines über deutsche Dichter bringen konnten, sind wir bei der Darstellung seines Verhältnisses zu Heine auch in der Lage, das Urteil dieses Poeten über den Franzosen wiederzugeben.

Daß der französische Romantiker seine Ansicht über Heines Poesie irgendwo aussprach, war von vornherein anzunehmen, ist doch außer Goethe kein deutscher Dichter in Frankreich so bekannt wie die Spottdrossel des deutschen Dichterwaldes. Den Bemerkungen über Heine begegnen wir im Cours fam. Bd. 3, Entretien XVIII S. 451 u. 454 ff. bei der Besprechung von Alfred de Mussets Dichtungen.

Lamartine stellt Heine und Byron in eine Parallele . . . „deux écrivains d'un immense génie, mais d'une dépravation de cœur aussi prodigieuse que leur génie, avaient fondé l'école du rire". Er will aber von diesem „Lachen" nichts wissen. „Car rire du sérieux, rire du triste, rire

[1]) Toussaint Louverture, Bruxelles et Leipzig 1850.

des sentiments les plus délicats et les plus saints du cœur de l'homme . . . rire de l'amour . . . rire de Dieu, ce n'est plus rire: c'est grimacer le blasphème, c'est grincer des dents en proférant le sacrilège, c'est profaner la poésie . . ." Sowohl Heines Gedichte als seine Prosa habe er gelesen, und zwar mit großem Eifer. Er nennt ihn „Voltaire de Hambourg, Camille Desmoulins de la mer Baltique, ce Figaro d'outre Rhin . . . . Wenig schmeichelhaft für Lamartines eigene Landsleute ist folgende Bemerkung: Son prodigieux talent comme pamphlétaire . . . l'avait bien vite naturalisé Français". Heines Dichtertalent hält er aber für sehr mittelmäßig. Auch heute sind bekanntlich selbst in Deutschland die Ansichten über diesen Poeten sehr geteilt. Indessen darf man doch wohl sagen, daß Heine von allen, die ihre Beurteilung nicht durch Betrachtungen über seinen Charakter trüben lassen, als einer der größten Lyriker des 19. Jahrhunderts angesehen wird. Und auch dem französischen Dichter-Kritiker scheint der Charakter Heines eine Klippe für die gerechte Beurteilung des Dichters gewesen zu sein. Er macht auf dessen politische Gleichgültigkeit aufmerksam . . . „Tour à tour libéral, monarchiste, allemand, français . . . sapant le trône quand il est debout, impréquant la république quand elle sort pour un jour de ses propres vœux . . . ce n'est pas un homme, c'est une plume, ou plutôt c'est une griffe, mais c'est la griffe d'un aigle de ténêbres, d'un singe de l'enfer amuseur des mauvais esprits . . . En conscience nous ne croyons pas que la nature humaine ait jamais réuni dans un seul homme, tant de talent, tant de légèreté, tant de poésie, tant de grâce à tant d'innocente perversité. Nous disons innocente, car un enfant n'est jamais coupable, et sous les premiers cheveux blancs Henri Heine est mort enfant!" Ein solcher Poet habe der unerfahrenen Jugend Alfred de Mussets als Muster gedient. Der Vergleich zwischen Heine und Musset ist oft gemacht worden, er liegt ja nahe; wir wollen aber nicht näher darauf eingehen.

Als ein wichtiges Element der Lamartineschen Poesie hatte Schlegel in seiner Rezension der Lamartineschen Gedichte [1]) jene innige, alldurchdringende Liebe bezeichnet, die mit „der Erinnerung und Sehnsucht des Todes" verwebt ist. Daß eine solche platonische Liebe einen Dichter wie Heinrich Heine keinen Gefallen abgewinnen konnte, braucht uns nicht zu verwundern. Jedoch ist die Beurteilung Lamartines durch Heine bedeutend günstiger als die Kritik, die der Franzose an dem Deutschen übt. In dem Aufsatze „Französische Zustände" wird Lamartine einige Male kurz erwähnt. Eingehendere Urteile Heines über den französischen Romantiker finden sich in seiner „Lutetia", Nachlese.

Ganz begeistert lauten hier Heines Äußerungen (S. 477 f.).[2]) Er nennt Lamartine einen wahrhaften Propheten, allerdings mehr mit Bezug auf den weitschauenden Politiker. Dann aber kommt er auf den Dichter zu sprechen. „Das war anfangs nur ein Dichter, zwar ersten Ranges; doch uns andere nicht sonderlich überragend. Ich wußte ihn wohl zu schätzen wegen seiner Vollendung in der Form und wegen der harmonischen Einheit seiner Gefühle und Gedanken (zwei Eigenschaften, die seinem Nebenbuhler Victor Hugo gänzlich fehlen und doch notwendig sind, um unsterblich zu werden), aber fatal war mir in den Dichtungen Lamartines jener Spiritualismus, jene sogen. platonische Liebe, die schon in Kanzonen und Sonetten seines Ahnherrn Petrarca mich unleidlich anwiderte ... Die Reden des Politikers Lamartine fanden in Heines Herzen jauchzenden Widerhall. Den Höhepunkt erreichte die Begeisterung Heines für Lamartine aber erst mit dem Erscheinen der Geschichte der Girondisten ... „Dies Buch, das die edlen Märtyrer der Gironde feiert, ist gleichsam ihr prachtvoller Sarkophag, und derselbe ist in antiker

[1]) Concordia 1823 S. 307.

[2]) G. Karpeles, Heines Ges. Werke, Berlin 1887, Bd. 6.

Weise mit Basreliefs verziert, welche Bachanalien vorstellen . . ."

In glänzender Sprache geschrieben, vom Poeten Lamartine wohl mehr Züge an sich tragend als vom gelehrten Historiker, hat das Werk allerdings seinerzeit ungeheures Aufsehen erregt, und zwar auch in Deutschland. Daß es vor allem auch auf Dichter Eindruck machte, beweist die Tatsache, daß der Deutsche Rob. Griepenkerl es als Quelle für sein Drama „Robespierre" benutzte.[1]) Diese Dichtung hatte in unserm Vaterlande seinerzeit großen Erfolg.

Andere deutsche Dichter.

Außer mit Goethe, Schiller, Herder und Heine hat Lamartine sich von deutschen Dichtern anscheinend noch mit Geßner und Klopstock beschäftigt. Ersteren nennt er „ce Théocrite de Zürich"[2]) und „ce poète de sentiment".[3]) Klopstock erwähnt er mehrmals zusammen mit Goethe und Schiller, er schätzt ihn offenbar sehr hoch. Sein Hauptwerk bezeichnet er als „Le poème épique du christianisme surnaturel et miraculeux" (Entret. LVII, S. 202).

Die Erwähnungen aller vorhin genannten Dichter finden sich im Cours familier de littérature, der vom Jahre 1856 an erschienen ist; man kann daher vermuten, daß er erst in seinem spätern Leben mit ihnen bekannt wurde.

Von seiner frühern deutschen Lektüre gibt uns die „Correspondance" Aufschluß. Da schreibt er am 10. August 1810 an seinen Freund Virieu[4]): „Je préfère infiniment la solitude parfaite de la campagne à une ville petite ou médiocre; on y perd moins et on y gagne plus. Je lis pour m'encourager le Traité sur la Solitude de Zimmer-

---

[1]) W. Pietscher, Griepenkerls Robespierre, Diss. Jena 1904.

[2]) Cours fam. XXXVI (1858) S. 437.

[3]) ebd. XIII (1857) S. 156.

[4]) Corresp. I, Paris 1873, S. 259/60.

mann, traduit par Mercier. Vivent les Allemands pour la raison, les Anglais pour le génie, la fermeté d'âme, l'indifférence sur la fortune! aimons-les et imitons-les: c'est la seule nation que j'estime à présent après les Suisses".[1]) Also die Schweizer schätzt er am höchsten, dann kommen die Deutschen und die Engländer. Zu dieser Beurteilung der Schweizer wird die Lektüre der „Betrachtungen über die Einsamkeit" nicht wenig beigetragen haben, schildert doch Zimmermann die Schweiz und ihre Bewohner als Muster eines Landes und Volkes, das in der Einsamkeit, fern von aller Überkultur, sich Kraft, Eigenart und Freiheitssinn bewahrt hat.[2]) Die „Betrachtungen" des Stadtphysikus in Brugg (Kanton Bern) mögen auch wohl neben Schillers „Tell" zur Schaffung der Elegie „Liberté" mit angeregt haben, oder wenigstens mögen Gedanken in dieser Dichtung auf die Lektüre des Buches zurückgehen.

Noch ein anderes deutsches Werk hat den Jüngling gewaltig angezogen, nämlich Karoline Pichlers „Agathokles". Man höre sein Urteil, das er am 17. August 1814 Virieu mitteilte[3]): „Adieu, vivons ensemble, et s'il faut mourir, mourrons le même jour; entrons en même temps dans le monde inconnu, meilleur sans donte que celui-ci". Dann fährt er fort: „A propos, je t'ordonne de lire sur-le-champs Agathoklès, roman de madame Pichler, traduit par madame de Montolieu. Tu y trouveras mot à mot toute la philosophie de notre ami Freminville et la nôtre; en outre, de belles idées, de jolis tableaux, de la chaleur, de l'imagination, et ce je ne sais quoi de raisonnable et d'animé à la fois, qui doit te charmer comme moi". Der Roman spielt zur Zeit der Christenverfolgung unter Diocletian und

---

[1]) Von sonstiger Lektüre erwähnt er noch kurz Jean Paul, Corresp. IV, 1874 (14. 2. 1829) S. 216 und Hardenberg, Revolution ebd. (15. 2. 1832) S. 445.

[2]) Zimmermann, Betrachtungen über die Einsamkeit Bd. 1—4, Karlsruhe 1785.

[3]) Corresp. II, Paris 1873, S. 54.

des Übergangs des Römerreiches zum Christentum unter Konstantin. Der Held ist Agathokles, dessen allmähliche Umwandlung in der religiösen Gesinnung geschildert wird, die unter dem Einfluß seiner Geliebten, der Christin Larissa, vor sich geht. Er nimmt schließlich das Christentum an und stirbt für seinen Glauben. Der Stoff, der Edelmut der auftretenden Personen, die philosophisch-religiöse Stimmung, die das Buch durchweht, mußten dem in streng-religiöser Familie aufgewachsenen jungen Lamartine besonders gefallen. Was er aber mit der Philosophie meinte, die der Roman enthalte und die ihn anzog, das drückt er im ersten Satze der eben mitgeteilten Stelle aus dem Briefe an Virieu fast mit den Worten der Dichtung aus. Es sind die Gedanken, die Agathokles vor seinem Tode an seinen Freund richtet und die in ihrem letzten Teile stark an die Worte im Faust erinnern: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen". Sie lauten: „Ja ich werde leben (nach dem Tode)! Noch sehe ich die Bedingungen meines künftigen Seins nicht ein. Wir stehen vor der geschlossenen Pforte und quälen und mühen uns ab, Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten zu ersinnen; wie es aber sein wird, ob der Blindgeborene sich eine richtige Vorstellung von den Farben hat machen können, die, wenn sein Auge geöffnet wird, mit der Wahrheit übereinstimmt, das ist eine Frage, die der menschliche Verstand beinahe mit Gewißheit verneinen kann. Alles, was wir mit großem Recht erwarten können, ist, daß es dem, dessen Wille redlich war, besser gehen muß als hier".[1])

Das Nibelungenlied.

Deschanel mißt den Unterhaltungen Lamartines über die deutsche Literatur im Cours fam. keine allzu große Bedeutung bei, besonders legt er auf dessen Analyse des

[1]) Agathokles Bd. 1—3, Wien 1808, III, 263.

Nibelungenliedes keinen großen Wert (II, S. 310). Mit vollem Recht. Hatte des französischen Romantikers Urteil über Schiller sich schon an verschiedenen Stellen als unhaltbar erwiesen, so beweist seine Besprechung unseres mittelhochdeutschen Epos, daß er in diese Dichtung noch weniger tief eingedrungen ist als in die Werke des Marbacher Sängers. Seine Ausführungen stehen Entret. 138, S. 355/56 u. 508/12.

Lamartine benutzt die Übersetzung von Emile de Laveleye. Er hält sie für die treueste, hat aber einiges an ihr geändert, da zu wörtliche Treue den wahren Geist des Originals verfälsche. Es ist aber kaum anzunehmen, daß der Kritiker sie mit einer neuhochdeutschen Übertragung, geschweige denn mit der mittelhochdeutschen Vorlage verglichen habe, da seine Kenntnis des Deutschen nicht so weit reichte. Er sagt selbst, daß er einfach Stellen, wo durch allzu wörtliche Wiedergabe der poetische Hauch, der Eindruck des Altertümlichen seines Erachtens gelitten zu haben schien, nach seinem Gutdünken geändert haben. „Plus poête et moins fidèle et il eût été plus fidèle encore", sagt Lamartine von Laveleye, ein Wort, das kurz und treffend einen Grundsatz für eine gute Übertragung dichterischer Werke angibt.

Unser Kritiker erklärt, es gebe mit Ausnahme der Werke Tassos nichts Poetischeres, Christlicheres und Barbarischeres zu gleicher Zeit. Er schätzt das Epos höher als Miltons „Verlorenes Paradies", Voltaires „Henriade", Klopstocks „Messiade". „L'Allemagne, l'Angleterre, la France, depuis Milton, Voltaire et Klopstock ne l'égalent pas, si ce n'est en élégance de style moderne, mais comme force, grâce, naïveté, heroïsme et originalité des aventures, les Nibelungen selon moi dépassent tout." Lamartine rühmt, fast alles sei natürlich und geschichtlich in der Dichtung, ohne sich aber auch nur im geringsten klar darüber geworden zu sein, was denn wirklich der historische Kern ist. Nicht befreunden kann er sich dagegen mit dem Mythischen in dem Epos. Freilich spielt der Mythus im

altfranzösischen Epos eine weit geringere Rolle als im germanischen, war doch die keltische Religion infolge der Eroberung Galliens durch die Römer schon frühzeitig aufgegeben worden.[1]) Man sollte allerdings glauben, einen Romantiker wie Lamartine habe das Geheimnisvoll-Mythische nicht stören können, indessen muß man wieder bedenken, daß er mehr Politiker war als Poet, als er dies Urteil niederlegte. „Antiquité et naïveté" nennt er „les deux caractères généraux des Nibelungen". Der Kritiker stellt Homer und die Nibelungen in eine Parallele: „la dernière scène, celle du massacre mutuel des deux armées dans la salle d'Etzel est comparable aux scènes les plus funèbres d'Homère dans le palais de Penelope; la vengeance d'une seule femme, Kriemhilt égale la pudeur vengeresse de l'épouse d'Ulysse". Dann geht er seinen Lieblingsbetrachtungen nach, indem er Sitten, Kleidung, Ehre, wie wir sie aus dem Nibelungenliede kennen lernen, in Zusammenhang bringt mit der Abstammung der Deutschen von den Indiern (Indogermanen). „Je penche à croire que l'honneur vient de l'Inde, car il n'a été connu en Europe qu'à l'époque où les tribus asiatiques ont paru en Espagne, en Aquitaine, en Turquie, en Arabie, et enfin au Caucase, en Allemagne et chez les Slaves. L'honneur est vieux, et il est évidemment un mélange de la bravoure et de la religion d'où sort la générosité après la victoire. Ce sentiment vient de l'Orient. L'élégance du costume, la richesse des étoffes, la magnificence des armes, or, argent, tissus, soie, à peine encore connu en Europe, la ponctualité des étiquettes du camp, de cour et d'ambassade, le droit des gens rigoureusement observé dans les négociations attestent aussi que cette prétendue barbarie des peuples germaniques était découlée de l'Inde et du Caucase depuis longtemps quand tout était à peine éclos dans nos contrées" (509).

Lamartines Behauptungen sind zum Teil phantastisch

---

[1]) Junker a. a. O. S. 27 f.

und oberflächlich, so wenn er der Entdeckung des Nibelungenliedes den Aufschwung deutscher Dichtkunst und deutscher Wissenschaft zuschreibt. Man höre: „Une explosion générale du génie teutonique s'est faite, grâce aux Nibelungen, dans tous les pays d'outre Rhin. Kant le plus penseur et le plus sublime des philosophes, a scruté le monde et y a retrouvé Dieu dans la raison pure: comme un Brahmane des derniers temps, Wieland, a rajéuni les traditions obscures et mêlé aux dogmes des Indes les légendes de la Grèce; Schiller a tenté au théâtre et dans l'histoire de renouveler à Weymar les triomphes d'Athènes; Goethe enfin, génie plus fort, plus haut, plus complet a retrempé Faust à la fois dans l'observation et dans le surnaturel, il a expliqué le monde des vivants par le monde des morts; il a été le Volker des temps modernes, le Ménestrel des grands combats de notre ère, il a laissé en mourant l'Allemagne éblouie et vide comme si rien d'aussi grand ne pouvait naître de longtemps pour le remplacer". — Haben nicht vielmehr die Romantiker die Begeisterung für das Mittelalter erweckt und ist nicht durch sie erst die germanische Wissenschaft ins Leben gerufen worden? Warum erwähnt ferner der Kritiker nicht jene hervorstechende Eigenschaft der Deutschen, die im Nibelungenliede eine so hervorragende Rolle spielt — die Treue in allen Formen? Offenbar weil er das Epos nicht mit richtigem Verständnis gelesen hat. Auf Tragik, Konflikt usw. geht er auch nicht näher ein, wirft vielmehr, nachdem er das Thema auf den jetzigen Zustand der Literatur geleitet hat, die Frage auf, welche Entwicklung wohl die deutsche Poesie und Philosophie in Zukunft nehmen werde. Auf diese Frage kommt er auch an anderer Stelle zurück, und wir wollen auch in einem andern Abschnitt dieser Abhandlung auf Lamartines hierauf bezügliche Ansichten näher eingehen.

Deutschland, die deutsche Sprache, der deutsche Charakter usw.

Ob Lamartine Deutschland aus eigener Anschauung näher kennen gelernt hat, können wir nicht feststellen. Allerdings ist er durch Süddeutschland gekommen, und zwar im Jahre 1833, als er von seiner Reise nach dem Orient zurückkehrte, und bei dieser Gelegenheit hat er dem Übersetzer seiner Meditationen, Gustav Schwab, einen Besuch abgestattet in Stuttgart.[1] Der Franzose, dessen einzige Tochter damals gerade gestorben war, schrieb in Schwabs Album folgende Verse[2]:

Je cherche en vain pour toi quelques sons sur ma lyre,
Cet écho de mon âme à jamais endormi,
La douleur est muette, et je ne puis écrire
Qu'une date, un souhait, et le nom d'un ami.

Stuttgart, 10. Oct. 1833

Lamartine

Von Eindrücken, die der schöne Teil Deutschlands auf den Dichter gemacht hätte, findet sich aber nichts.

Den herrlichen Rheinstrom hat der Verfasser der Friedens-Marseillaise jedoch sicher gekannt, was auch die Schilderung in „Chute d'un Ange", Paris 1850, vermuten läßt, wo es heißt:

„Nous passâmes au pied d'un haut mamelon noir
Que couronnaient les murs d'un antique manoir,
Tout semblable aux monceaux de gothiques ruines,
Dont le Rhin féodal revêtait ses collines". (Anf.)

Wenn aber auch Lamartines persönliche Kenntnis unseres Vaterlandes nicht bedeutend gewesen sein wird, so hat er doch nicht versäumt, sich mit deutschem Wesen

---

[1]) Cours fam. XLI (1859) S. 320.

[2]) Karl Klüpfel, Gustav Schwab, sein Leben nach seinen Werken geschildert, Leipzig 1858, S. 130.

durch Studium unserer Literatur und Umgang mit Deutschen vertraut zu machen. Stets hat er eine hohe Meinung von dem westlichen Nachbar seines Volkes gehabt. Man höre, was er im Juli 1818 an seinen Freund Virien in München schreibt[1]: „Tu es heureux d'être forcé d'apprendre l'allemand. Tout considéré, il n'y a plus que cette nation qui pense: les Anglais jouissent en matérialistes du monde physique, les Italiens sont morts et nous délirons. Toute l'Europe recule, et ils avancent, mais ils iront plus loin que nous n'avous été, parce qu'ils fondent tout sur un principe vrai et sublime: Dieu et l'infini. Lis-les beaucoup, et tu reviendras plus avancé que si tu avais passé deux siècles dans les salons les plus distingués de Paris". Und als im Jahre 1840 die Franzosen nach dem Besitz des Rheinufers strebten und Nikolaus Becker in seinem Liede „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein!" dem Unwillen der deutschen Nation über eine solche Anmaßung gewaltigen Ausdruck verliehen hatte, stimmte der gerechte, versöhnliche Lamartine seine Marseillaise de la Paix an[2]:

Roule libre et paisibles entre ces fortes races
Dont ton flot frémissant trempa l'âme et l'acier
Et que leur vieux courroux, dans le lit que tu traces
Fonde au soleil du siècle avec l'eau du glacier.

Vivent les nobles fils de la grave Allemagne
Le sang-froid de leur fronts couvre un foyer ardent;
Chevaliers tombés rois des mains de Charlemagne,
Leurs chefs sont les Nestors des conseils d'Occident.
Leur langue a les grands plis du manteau d'une reine,[3])

---

[1]) Corresp. II, Paris 1873, S. 212 (Juli 1818).

[2]) Recueillements, Paris 1911, S. 238 ff.

[3]) Dasselbe Bild gebraucht Felix Dahn in seiner Lobrede auf Schillers Sprachkunst:

„Nachdem schon mancher Schlichter, Stiller
Das tote Wort zu wecken rang,
Kam jener königliche Schiller

La pensée y descend dans un vague profond;
Leurs cœur sûr est semblable au puits de la sirène,
Où tout ce que l'on jette, amour, bienfait ou haine,
Ne remonte jamais du fond.

Alles was Lamartine hier in Poesie ausführt, findet sich im Cours fam. in Prosaform wieder (41, 386 ff.). Die deutsche Sprache charakterisiert er hier so: ... „L'Allemagne parle une langue consommée, savante, circonlocutoire, mais d'une construction et d'une richesse qui la rendent propre à exprimer toutes les images et toutes les idéalités de la poésie ou de la métaphysique". Weniger als die romanischen Sprachen (und das Englische) hält er das Deutsche geeignet für die Geschichtschreibung und die Beredsamkeit sowie für das Drama. Es ist allerdings einzuräumen, daß die romanischen Sprachen für die Prosadarstellung angemessener sind als die unsrige; „denn sie neigen bei der Erweiterung ihres Wortschatzes zur Ableitung aus schon vorhandenen Stämmen. Einfache Ausdrücke, wie sie die Romanen infolgedessen besitzen, entsprechen aber mehr verstandesmäßiger Auffassung, da sie mit größerer Kürze auch meist größere Bestimmtheit des wesentlichen Begriffsinhalts verbinden".[1]) Indessen haben die Deutschen doch auch in der Geschichtschreibung Hervorragendes geleistet; zum Beweise braucht man nur an Ranke, Treitschke, Mommsen u. a. zu erinnern, und in bezug auf das Drama würde Lamartine sein Urteil sicher eingeschränkt haben, wenn er sich liebevoller in die Lektüre Schillers und Grillparzers versenkt hätte.

Mit edelstolzem Heldengang.
Wie einen Kaisermantel prächtig
Wirft er die Sprache um sich her,
Bei jedem Schritte rauscht sie mächtig
Von Wohllaut und von Fülle schwer".

(Dahn, Ged. Leipzig 1900; vgl. Weise, Ästhet. d. d. Sprache S. 193.)

[1]) O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen, Leipzig 1909, S. 162.

Dagegen erkennt der Dichter-Kritiker an, daß wir für die Gedankendichtung, Lyrik und Epik ein ausgezeichnetes Ausdrucksmittel besäßen, und mit Recht; denn unsere Sprache bevorzugt bei der Bildung neuer Wörter mehr die Zusammensetzung. „Zusammengesetzte Wörter erhöhen aber die Anschaulichkeit und Sinnfälligkeit eines Begriffs, beschäftigen die Einbildungskraft stärker und wirken auf das Gemüt. Deshalb ist unsere Muttersprache für die Dichtung geeigneter als die französische." [1])

Die deutsche Sprache, so behauptet Lamartine ferner, zeuge übrigens lebendig dafür, daß Deutschland eine Tochter Indiens sei. Durch ihre altertümliche Struktur (antique construction) und ihre Etymologie beweise sie noch deutlich ihren Ursprung vom Sanskrit, „Creusez le mot, vous trouverez l'Inde à sa racine". Wir sehen, der Kritiker schrieb in einer Zeit, in der das Sanskrit für die dem Indogermanischen am nächsten stehende Sprache gehalten wurde, ein Irrtum, der die Sprachwissenschaft auf manche Abwege geführt hat. Lamartine identifiziert anscheinend sogar Sanskrit und Indogermanisch. Während er aber die Verwandtschaft des Deutschen mit dem Sanskrit immer und immer wieder betont, erwähnt er die Abstammung der übrigen europäischen Sprachen vom Indogermanischen gar nicht. Spanien, Italien und Frankreich stammten mehr von Athen und Rom ab, dagegen habe Deutschland wenig vom griechischen und römischen Geist in sich aufgenommen.

Hier zeigt sich wieder die Oberflächlichkeit des Lamartinschen Urteils. Gewiß stehen die romanischen Völker, was ihre Sprache und manches andere betrifft — man denke an die Bauten in Italien —, in näherem Verhältnis zur Antike als wir. Aber auch wir haben nie nachgelassen, unsere Kultur mit dem Samen des klassischen Altertums zu befruchten, und wir haben tiefer geforscht als die andern. Zum Beweise braucht nur auf Namen wie Mengs, Winckel-

---

[1]) O. Weise a. a. O.

mann, Mommsen, Niebuhr, Schliemann hingewiesen zu werden.

Konnte ferner Lamartine aus eigener Kenntnis des Deutschen über diese Sprache so urteilen wie oben?

Die Elemente unserer Sprache waren ihm bekannt. In Lyon wurde er in den Grundzügen derselben unterrichtet,[1] und in seinem Raphael erzählt er, daß er den Werther in deutscher Sprache auf der Reise zur Geliebten mit sich geführt habe.[2] Wenn er aber in seinen Briefen von der Lektüre eines deutschen Buches redet, fügt er meist den Namen des Übersetzers bei. Ein wichtiges Zeugnis für seine Kenntnisse im Deutschen findet sich ferner in Entretien XXXVIII, IV S. 86, wo er über den Faust spricht. Er bedient sich der Übersetzung von M. Blaze de Bury . . . „nous nous en servirons, comme on se sert, dans les ténèbres d'une langue inconnue, d'une lumière empruntée qui fait rejaillir de tous les mots les couleurs mêmes de cette langue, ou comme on se sert, dans un souterrain, d'un écho qui répercute le bruit de tous les pas de ceux qui vous devancent dans la nuit . . ."

Aus dieser Niederschrift geht wohl zur Genüge hervor, daß sein Wissen nicht sehr groß gewesen ist, und es ist wohl möglich, daß er sich in seinen Urteilen an Mme de Staëls „De l'Allemagne" anlehnt. Nicht nur die deutsche Sprache, auch der deutsche Charakter weise auf die Verwandtschaft dieser Nation mit den Indiern hin, fährt Lamartine fort: „. . . Le peuple allemand est rêveur et mystique comme l'enfant dépaysé du Gange; il s'enivre de sa propre imagination, il aime le surnaturel, il se délecte dans les traditions populaires, il ressase éternellement les vieilles légendes, il a la pensée pleine de héros qui n'ont jamais existé; le monde visible occupe moins de place pour lui que le monde invisible; il converse la moitié de

---

[1]) Mém. inédits 1870 S. 63.

[2]) Raphael, Paris 1866, S. 196.

sa vie avec des fantômes: l'Allemagne est la terre des hallucinations" (Entret. 38, S. 81 f.).

So käme es, daß die Deutschen mehr ein Volk von Dichtern als von scharfen Denkern und tatkräftigen Männern sei. Diesen Charakterzügen unseres Volkes mißt er auch die Schuld für die (damalige) Zerrissenheit unseres Vaterlandes bei. „Cette paresse pensive du génie de l'Allemagne se retrouve jusque dans sa constitution politique. Cette constitution est illogique, gênante, nationalement impuissante; l'Allemagne la déplore, mais elle ne la modifie pas. Déchirée plus que constituée en empires, en royautés, en féodalités ecclésiastiques, en principantés, en municipalités ou en republiques souveraines, cette terre manque essentiellement d'unité; elle est constamment en diètes on en délibérations avec elle-même. Pendant qu'elle délibère on la frappe à la tête on au cœur; avant qu'elle ait réuni ses contingents, on est au centre des ses provinces, à Mayence, à Francfort, à Vienne, en Saxe, à Munich, à Berlin. Quoique très-belliqueuse de courage, elle est de toutes les races, la plus ouverte aux invasions; on la frappe à tous les membres sans que la tête le sente; avant qu'elle ait porté la main à la blessure elle est conquise; mais aussi elle ne meurt d'aucune de ces blessures, parce que savie nationale est partont et que son patriotisme, qui enfante des armées sur des champs de défaites, est immortel" (38, S. 82).

Schade, daß Lamartine nicht ein Jahr länger lebte — er starb 1869 —, sonst hätte er sehen können, daß das „träumerische deutsche Volk" sich in der Stunde der Gefahr gar wohl erheben kann wie ein einzig Volk von Brüdern, und daß Deutschland tatsächlich auch imstande ist, in der Politik die Herrschaft zu führen, haben die folgenden Jahrzehnte gezeigt. Übrigens hat auch der Franzose richtig erkannt, daß ein einiges Deutschland Europa Gesetze vorschreiben könne, wenn er sagt: „Il est heureux peut-être pour l'Europe que le caractère de l'Allemagne se refuse ainsi à l'unité; car si l'Allemagne était une, l'Europe serait

peut-être vassale de la Germanie" (38, S. 83). (Was würde Lamartine wohl sagen, wenn er jetzt noch lebte?)

Am Schluß der Entretien XLI, worin unser Kritiker über die deutsche Literatur (Goethe und Schiller) handelt, wirft er die Frage auf, ob die große Lücke, die in ihr durch den Tod der beiden Dichterfürsten gerissen sei, nicht wieder ausgefüllt werden würde, ob mit Goethe und Klopstock die deutsche Poesie ihren höchsten Gipfel erreicht habe. Seiner Ansicht nach hat unsere Literatur noch eine große Zukunft, wenn auch ein Geist wie Goethe kaum wieder würde geboren werden.

In der Literatur wie in der Politik, so legt der Dichter und Staatsmann weiter dar, gehe die Vorherrschaft von einem Volke zum andern über. Deutschland sei jetzt an der Reihe, die literarische Leitung zu übernehmen, indessen trotz seiner schönen Sprache, trotz seiner großen Geister werde es ihm kaum gelingen, dieselbe zu erwerben und zu behaupten. Der deutsche Sondergeist, der Mangel an politischer Einheit, das Fehlen einer einzigen, die Talente sammelnden Hauptstadt hindere es daran. „Malheur aux peuples à plusieurs têtes!" ruft er aus, „il y a du feu, il n'y a point de foyer" (41, S. 387).

In einer Strömung der Poesie erkennt der Franzose aber den Einfluß der deutschen auf die europäische Literatur an, nämlich im Romantizismus: „Dans le romantisme il y a une propension évidente à germaniser la littérature moderne", erklärt er.

Mit der Annäherung der europäischen Nationen an Deutschland in geistiger Beziehung sieht er den Entwicklungskreis der geschichtlichen Ideen geschlossen; die Völker erreichten wieder ihren Ausgangspunkt, da sie vom Orient ausgegangen seien, die Deutschen aber heute noch ihre Abstammung von den alten Indiern durch ihre Sprache und ihren Charakter deutlich verrieten.

So erklärt der französische Romantiker Deutschland als Vermittler zwischen Orient und Okzident. Die Enkel

der Generation, die er selbst angehörte, würden die große Umwälzung in der Menschheit erleben: „il n'y aura plus ni Orient ni Occident intellectuels; il n'y aura qu'une littérature, comme il n'y a qu'une humanité. L'homme est sorti d'un état plus parfait qu'on a appelé un Éden, il y rentrera par la science. L'Allemagne aura été un de ses guides vers cette glorieuse rapatriation des esprits". (Entretien XLI S. 392.)

Die Bemerkungen sind zum Teil doch sehr phantastisch und unklar, enthalten aber einen Lieblingsgedanken Lamartines, den dieser in einer großen Reihe von Schriften und Gedichten zum Ausdruck bringt. Besonders ist er uns ja immer wieder in der Darstellung des Verhältnisses des Franzosen zu Herder begegnet.

Fassen wir am Schluß unserer Betrachtungen die Ergebnisse derselben noch einmal kurz zusammen, so erhalten wir folgendes:

Die Beurteilung der deutschen Literatur durch Lamartine ist, was ihre Richtigkeit anbetrifft, sehr ungleich. Auffallen muß, daß er sich in seiner Jugend besonders mit Werken beschäftigte, ja aufs höchste von ihnen entzückt war, die heute einem größern Publikum kaum noch dem Namen nach bekannt sind, dagegen andere gar nicht in ihrer vollen Bedeutung erfaßte. Es wurde nachgewiesen, daß besonders der Cours familier de littérature oberflächliche Urteile enthält. Wenn diese daher auch nicht vollwertig sind, so bleibt es doch immerhin anregend, einen großen Dichter — und das ist der Franzose — über Poesie sprechen zu hören. Aber auch manche treffliche Analyse deutscher Werke fanden wir bei Lamartine, die bewies, daß er sich mit restlosem Verständnis und tiefem Empfinden in sie versenkt hat.

Zusammengetragen wurden ferner die verschiedenen Einwirkungen unserer Literatur auf den französischen Sänger. Wenn wir auch keine direkten Entlehnungen und kaum wörtliche Beeinflussungen feststellen konnten, so fanden sich doch zahlreiche Anhaltspunkte, die bewiesen, daß das deutsche Schrifttum ein wichtiger Bildungsfaktor in dem Werdegang des Dichters Lamartine gewesen ist.

Anhang.

Die wichtigeren deutschen Lamartine-Übersetzungen.

In der Einleitung zu dieser Abhandlung wurde schon darauf hingewiesen, daß Lamartines Dichtungen auch in unserm Vaterlande freundliche Aufnahme fanden. Befriedigt wurde das Lesebedürfnis des großen Publikums durch zahlreiche Übersetzungen. Es sollen nun hier die bedeutenderen Lamartine-Verdeutschungen zusammengestellt werden. Ferner sei eine kurze Charakteristik der hervorragenden beigefügt.

Schon 1823, also 3 Jahre nach den „Premières Méditations und in demselben Jahre, wo die „Nouvelles Méditations" herauskamen, erschien die Übertragung des württembergischen Hofmusikus Johann Baptist Schaul.[1]) Sie war besorgt nach der 6. Originalausgabe.

1825 folgte Fr. Götz' Verdeutschung nach der elften französischen Originalausgabe. Sie erschien zur Ostermesse dieses Jahres und enthielt eine freie Wiedergabe von 25 Lamartineschen Gedichten.

In dem gleichen Jahre hatte auch Gustav Schwab seine Übertragung der Meditationen fertiggestellt und durch öffentlich mitgeteilte Proben angekündigt. Aber erst 1826 gab er sie heraus unter dem Titel „Auserlesene Gedichte von Alphonse de Lamartine, Metrisch übersetzt von Gustav

---

[1]) K. Gödecke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 1909, Bd. 7 S. 738; vgl. Vorwort zur Ausgabe des Premières Méditations, Bibliotheca Romanica, Straßburg o. J., S. 17.

Schwab. Stuttgart (Cotta) 1826". Weder in der Wahl der Stücke noch in den Grundsätzen der Verdeutschung stimmt er mit Götz überein und deshalb hoffte, er, „daß die eine Arbeit die andere nicht hindern, sondern daß jede derselben ihre eignen Liebhaber finden werde".[1])

Die Auswahl, die Schwab trifft, zeigt, daß er im allgemeinen mit feinem Gefühl alles weggelassen hat, „was nur lokales Interesse hatte, oder was mehr aus politischer als aus poetischer Stimmung des Dichters hervorgegangen schien".[1]) Er wählt nämlich aus den „Premières und Nouvelles Méditations" folgende Gedichte aus:

> L'Isolement, L'Homme, Le Soir, L'Immortalité, Le Vallon, Le Désespoir, La Providence à l'Homme, Souvenir, L'Enthousiasme, La Prière, Invocation, La Foi, Le Temple, La Semaine Sainte, Dieu, L'Automne, Buonaparte, Les Étoiles, La Solitude, L'Ange, Stances, Le Crucifix, Chant d'Amour, Adieux à la Poesie.

Ein Gedicht wie „Der Mensch, An Lord Byron" hatte damals zeitgemäßes Interesse und würde allerdings heute wohl kaum noch einen Übersetzer finden.

Schon der Titel, den Schwab der Übertragung gegeben hat, läßt erkennen, daß wir es hier nicht mit einer freien Wiedergabe zu tun haben. Der Dolmetsch hat vielmehr „überall die Form des Originals beibehalten, die Gedanken des Dichters nicht erweitert oder eigene Gedanken und Bilder angeknüpft, weil nach seiner Überzeugung lyrische Formen unzertrennlich sind vom Geiste der Poesien".[2]) Nur wo der Franzose den strophenlosen Alexandriner anwendet, hat Schwab den fünffüßigen Jambus gesetzt.

Sind aber diese Grundsätze Schwabs wirklich unanfechtbar? Darf bei der Verdolmetschung fremder Dichtungen das Versmaß nicht geändert, müssen Bilder usw. immer genau beibehalten werden?

---

[1]) s. sein Vorwort.

[2]) s. sein Vorwort.

„Die wahre Übersetzung ist Metempsychose: Die Seele bleibt, der Leib wechselt", haben hervorragende Kenner der Übersetzungskunst gesagt. Es kommt also darauf an, den Geist des Originals wiederzugeben, im Leser der Übertragung dieselbe Empfindung wachzurufen, welche die Lektüre der Vorlage auslöst. Das kann aber nur geschehen durch eine sinngetreue und poetische Verdolmetschung. Nun erfüllt aber eine wörtliche Übersetzung, die Form, Vergleiche, Bilder usw. stets sklavisch wiedergibt, in den seltensten Fällen diese Forderung. Denn manches, was in der einen Sprache durchaus natürlich und ungezwungen klingt, erscheint in der andern steif und unbeholfen; viele Bilder, die der Nation des Originaldichters verständlich sind, können dem eigenen Volke völlig fremd vorkommen. Der Dolmetsch muß also die fremde Dichtung, die unter fremden Voraussetzungen und Verhältnissen entstanden ist, den einheimischen Bedingungen anpassen. Es kommt also nicht in erster Linie auf wörtliche Übersetzung, sondern auf Vermittlung der Seele des fremden Kunstwerkes an. Allzu große Treue kann sogar zur Untreue werden.[1] [2]

Schwabs Abweichen von vorstehenden Grundsätzen und Forderungen, die doch in der Natur der Sache liegen, hat sich gerächt. Nicht selten klingt seine Übertragung steif. Der Reim ist oft erzwungen. Die Wiedergabe der 10. Strophe von „Le Soir" mag als Beispiel dienen:

> Wohl mögen sel'ge Geister sich
> So zu dem Haine niedersenken:
> Ich muß mich ihnen näher denken,
> Wenn Du, ihr Bild, umhüllest mich.

Setzt man hier „sich" und „mich" an ihre syntaktische Stelle, so erhält man regelrechte Prosa. Ähnlich „Das Tal" Str. 2, 3 (Vers 4), 12, Erinnerung 8 usw. Um die nötige

---

[1] vgl. A. Miller, Fr. Leop. Stolberg als Homer-Übersetzer, Diss. Münster 1908 Anf.

[2] M. Pradels, E. Geibel und die franz. Lyrik, Münster 1905 Anf.

Silbenzahl zu bekommen, muß er öfter Flickwörter einfügen, z. B. „ich will" (Verzweiflung 2, 1), „die es gab" (Herbst 4, 4), „mir war" (Kruzifix 9, 3) usw. Unreine Reime sind auch nicht selten, z. B. erhöht: Majestät (Kruzifix 4), Ehre: Zähre (12), Finsternissen: Küssen (17), Wundenhöhle: Seele (21), Liebeshymne: Stille: Fülle (13), geneiget: beuget (18), Bewegen: Schlägen (19), Segel: Vögel (25) usw. Besonders oft trifft man Reime ü: i. Alle Beispiele ließen sich noch bedeutend vermehren.

Zu erwähnen ist schließlich, daß unsere Übersetzer oft Wörter seltener oder älterer Formen braucht, wie z. B. „Wasen", „Ranft", „Schluft", „Du sollt". Die fast ständige Verdeutschung von „âme" durch „Geist", selbst wo eine wörtliche Übertragung besser am Platze gewesen wäre, ist auch bemerkenswert. Walter von der Vogelweide braucht in seinem „Kreuzliede" auch „geist" im Sinne von „Seele", z. B. Vers 47, 48.

swer sich von zwîvel kêret
der hat den geist bewart.[1])

Sieht man aber von diesen Mängeln ab — und welche Übertragung lyrischer Gedichte wäre ganz einwandfrei?—, bedenkt man ferner, daß Schwab als erster namhafter Dichter sich zum Dolmetsch Lamartines machte, also nicht eine lange Reihe von guten Vorarbeiten benutzen konnte, so wird man zugeben müssen, daß er sich seiner Aufgabe mit Geschick unterzogen hat. Jedenfalls ist seine Verdeutschung lesbarer als die Herweghs, der ebenfalls wörtlich übersetzte.

Ganz anders als Schwab geht der Österreicher Johann Gabriel Seidl bei seiner Übertragung vor, die in demselben Jahre wie Schwabs Verdeutschung (Wien 1826) herauskam. Seidl überträgt folgende Gedichte: L'Isolement, Le Soir, Le Vallon, La Providence à l'Homme, l'Enthousiasme, In-

---

[1]) Walter von der Vogelweide von Pfeiffer und Bartsch, 7. Aufl., bearbeitet von Herm. Michel, S. 119.

vocation, Les Étoiles, Hymne au Soleil, Adieu, Le Lac, Le Poète mourant.

Der Übersetzer bindet sich so wenig an seine Vorlage, daß seine Wiedergabe manchmal einer freien Nachahmung nahe kommt. Sehr oft verändert er Versmaß, Reimstellung Strophenbau usw. ganz erheblich, nicht selten unterdrückt er ganze Teile der Gedichte, wenn durch deren Auslassung die Komposition des Ganzen nicht geschädigt wird.

Änderung des Versmaßes haben wir z. B. in l'Isolement, Le Soir; l'Enthousiasme Adieu usw., Abweichung von der Reimstellung in „Le Soir", „L'Enthousiasme" usw., andern Strophenbau zeigen z. B. die Gedichte: La Providence à l'Homme, l'Enthousiasme, Invocation usw. In manchen Gedichten stören diese Freiheiten nicht; in andern dagegen, wo Strophenbau und Rhythmus mit dem Inhalt eng zusammenhängen, bewirken sie eine Verschlechterung dem Original gegenüber. So hat sich in dem Gedicht „La Providence à l'Homme" der Inhalt seine künstliche Form sicher ganz organisch gebildet. Z. B. veranschaulichen die nach dem Reimmuster a b b a a a b gebildeten Strophen 13, 14, 15 trefflich das Walten des Ewigen. Durch die dreimalige Wiederholung des Reims a und die zweimalige von b wird eine gewisse Einförmigkeit erzielt, die das ruhige, sich stets gleichbleibende Geschehen in der Natur, das hier geschildert wird, trefflich nachahmt. Seidl begeht daher ein Unrecht, indem er das ganze Gedicht einfach in vierfüßigen, kreuzweise gereimten Trochäen überträgt.

Auslassungen finden sich beispielsweise in den Übertragungen von „La Providence à l'Homme", „Les Étoiles", „Le Poète mourant" usw. Während besonders in „les Étoiles" nur solche Verse in der Wiedergabe unberücksichtigt geblieben sind, die einen vorhergehenden Gedanken weiter ausführen und daher meist mit Recht fortgelassen wurden, möchte man in „le Poète mourant" z. B. die Strophen 11—15, die vorzüglich von der Nichtigkeit des irdischen Dichterruhms handeln, doch lieber nicht — wenigstens

nicht vollständig — vermissen. Denn das Motiv von der Eitelkeit aller weltlichen Ehre wird im Geiste des sterbenden Dichters sicher recht lebendig werden.

Im allgemeinen aber ist die Verdeutschung Seidls nicht nur sinngetreu, sondern auch poetisch,[1]) und sie kann heute noch mit Genuß gelesen werden.

Hatte die Übersetzung des Österreichers nur wenige, ausgewählte Gedichte des französischen Dichters umfaßt, so übertrug dagegen Herwegh von 1839 ab den größten Teil der bis dahin erschienenen poetischen und prosaischen Werke Lamartines.

Der erste Band enthält die „Premières Méditations poétiques" und „Nouvelles Méditations poétiques" nebst der Rede Lamartines bei seiner Aufnahme in die Akademie, Bd. 2—4 „Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient, Bd. 5 „Jocelyn". „La Chute d'un Ange" in Bd. 6 wurde von Herweghs Freund Gustav Diezel übersetzt. Die folgenden Bände haben andere Verfasser.

Schwab hatte „die lebhafte Empfindung ihrer Schönheit" zur Übertragung der Gedichte des Franzosen angeregt, Seidl rang nachzusingen, „was jener von Sehnsucht, Lieb und Trost nach seinem Sinne sang" — Herwegh dagegen hatte die Anregung zu seiner Verdeutschung von außen erhalten; der Verlag von Rieger & Comp. in Stuttgart hatte ihm den Auftrag dazu erteilt. Jeden Monat sollte er einen Band fertigstellen. In der Tat hat er in einem Jahre fünf starke Bände Übersetzungen beendet.[2])

Diese unglücklichen Umstände haben die Arbeit ungünstig beeinflußt. Herwegh selbst sah die Unzulänglichkeit seiner Übersetzung ein. In dem Aufsatz „Ein Beitrag zur Kenntnis der literarischen Industrie" in der „Deutschen

---

[1]) W. v. Wurzbach äußert sich in seiner Ausgabe der Werke Seidls Hesse o. J.) auch günstig über die Übersetzung S. XLV.

[2]) vgl. Kilian, Herwegh als Übersetzer, Stuttgart 1914, S. 3.

Volkshalle",[1]) wo er u. a. auch abfällig von einem Schiller-Lamartine spricht, gibt er zu, den Franzosen zwar treu, aber keineswegs schön übertragen zu haben. „Der unendliche Wohlklang seiner Verse ging durchaus verloren. Man hat Lamartine, aber seinen Rhythmus nicht, der vielleicht das Beste an ihm ist."

Ähnlich urteilt auch Franz Muncker[2]): „Herwegh gab genau den Inhalt des Originals wieder, an das er sich auch in der Form fast immer anschloß; sogar der strophenlose Alexandriner wurde meist beibehalten. Aber trotz allem rhetorischen Schwunge, der die Übersetzung noch mehr als ihr französisches Vorbild belebt, klingt manches Stück ziemlich nüchtern; es fehlt jede Melodie. Namentlich die rein lyrischen Stellen leiden unter diesem Mangel, weniger die beschreibenden oder ruhig erzählenden Partien und die prosaischen Werke, die Herwegh in ein anmutig fließendes, zugleich klares und prägnantes Deutsch übertrug. Manchmal erinnert der Ausdruck entfernt an Gustav Schwabs Versuch, der schon 1826 auserlesene Gedichte Lamartines nicht viel freier, aber weitaus poetischer übersetzt hatte".

„Ungleich poetischer als Herwegh übertrug auch Leuthold in der mit Geibel herausgegebenen Sammlung, Fünf Bücher französischer Lyrik (Stuttgart 1862) einige Gedichte des Franzosen", bemerkt H. Tardel in seiner Ausgabe Herweghs, und darin ist ihm unbedingt zuzustimmen. Nicht zum Nachteil der Poesien hat dieser Übersetzer gerade wie J. G. Seidl Überflüssiges weggelassen. So wird aus dem 30 strophigen „Buonaparte" bei Lamartine in der Sammlung ein Gedicht von 27 Strophen.

Von den späteren Übertragungen erwähnen wir nur noch die von Leonhard Korth und Alph. Levy in der Reclamschen Universalbibliothek, die als gelungen bezeichnet werden muß.

---

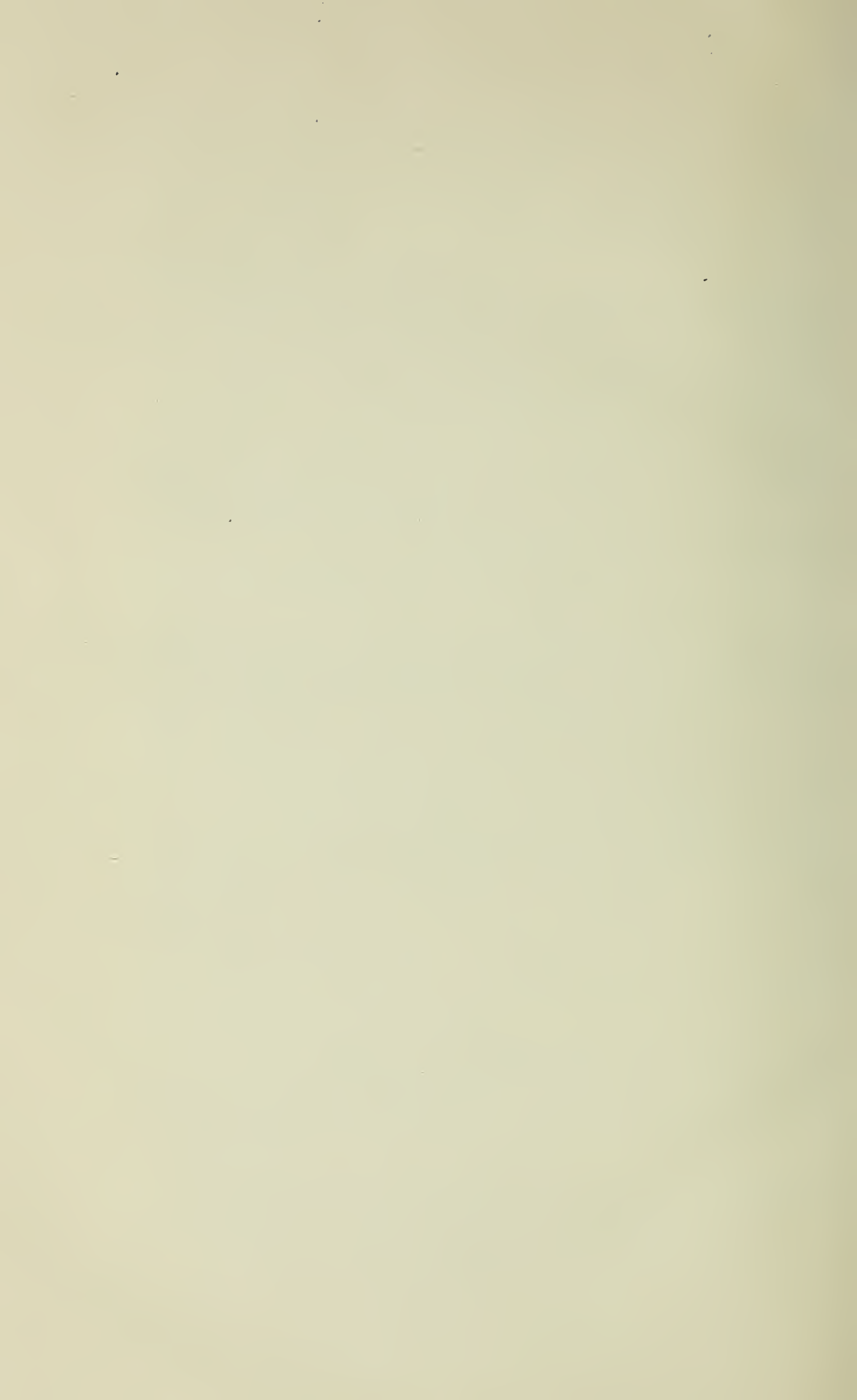
[1]) Georg Herweghs Werke, herausgegeben von Herm. Tardel (Bong & Co.), S. 140.

[2]) Allgemeine deutsche Biographie Bd. 12 S. 253.

Außer den angegebenen Quellen wurden noch folgende Werke eingesehen:

Lamartine, Cours familier de littérature 1856—1867.
Lamartine, Les Confidences. Paris 1901.
Lamartine, Nouvelles Confidences. Paris 1909.
Lamartine, par lui-même (1790—1847). Paris 1892.
Lamartine, Mémoires inédits. Paris 1870.
Herwegh, Lamartine, sämtliche Werke übersetzt. Stuttgart 1839—1840. Bd. 1—6 (Bd. 6: Der Fall eines Engels von Gust. Diezel).
Zyromski, E., Lamartine. Paris 1896.
Gerhard, Der Versbau A. de Lamartines. Diss. Leipzig 1902.
Poplawsky, L'influence d'Ossian sur l'œuvre de Lamartine. Diss. Heidelberg 1905.
Vogt u. **Koch,** Geschichte der deutschen Literatur. Bd. 2. Leipzig 1910.
Baldensperger, Goethe en France (bibliographisch). Paris 1907.
Goethes Werke, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar 1887—1912.
Herders Werke, herausgegeben von Bernh. Suphan. Berlin 1877—1913.
Heines Werke, Ausgabe Goldene Klassikerbibliothek o. J.
Paul, H., Deutsches Wörterbuch. 2. Aufl. Halle 1908.
Staël, Mme de, De l'Allemagne. Paris 1820.
Weise, O., Ästhetik der deutschen Sprache. 3. Aufl. Leipzig 1909.

Robert Noske, Borna-Leipzig, Großbetrieb für Dissertationsdruck.



Lebenslauf.

Am 10. Januar 1885 wurde ich, August Bobisch, kath. Konfession, zu Altenessen, Kreis Essen (Ruhr), geboren. Ich besuchte die Volksschule zu Altenessen bis zum 14., dann die Fortbildungsschule bis zum 17. Lebensjahre, und widmete mich erst in vorgerückterem Alter dem Studium. Herbst 1909 bestand ich als Auswärtiger die Reifeprüfung an der Städtischen Oberrealschule zu Köln.

Ich studierte dann Germanistik, romanische und englische Philologie an den Universitäten Münster (WS. 1909 bis 1910), Kiel (SS. 1910), München (WS. 1910/11) und Münster (SS. 1911 bis WS. 1913/14). In Münster nahm ich auch mehrere Semester an den Seminarübungen der Herren Professoren Schwering, Wiese und Keller teil. Am 1. August 1914 bestand ich die mündliche Doktorprüfung. Allen meinen Lehrern, besonders Herrn Prof. Schwering, der mir bei Anfertigung dieser Arbeit stets mit seinem Rate zur Seite stand, schulde ich aufrichtigen Dank.


3 0112 072902759